NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07599123 6

Unsere nationale Erziehung.

Mit besonderem Bezug auf die Forderungen
Paul de Lagarde's und des Verfassers
von „Rembrandt als Erzieher"

von einem

Oberdeutschen.

Motto: Nur die Aufgabe
erhält lebendig.

Zweite, unveränderte Auflage.

Berlin,
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung
(H. Reuther und B. Reichard)
1891.

108200A

Vorwort.

Die hochherzige Initiative des jungen deutschen Kaisers in der nationalen Erziehungsfrage, die seit Jahrzehnten Berufene und Unberufene beschäftigt hält, hat die Köpfe und Herzen von Neuem mächtig erregt, und das Eingreifen von höchster Stelle war um so mehr geboten und begegnete darum von Seiten der Nation um so freudigerem Danke, als die Allermeisten Jener, deren Stimme wir in dieser Lebensfrage vernommen hatten, nicht jene Klarheit über die dem deutschen Volksthum durch die allgemeine Weltlage gestellten Aufgaben erkennen ließen, die allein auch im Volke selbst die ersehnte Klärung der Köpfe und Beruhigung der Geister zu erzielen vermag; denn es ist nur die Aufgabe, was die Einzelnen und die Korporationen wie ganze Völker lebendig erhält, und nur wer sie klar erfaßt hat, vermag mit sicherer Ruhe die Ziele anzustreben, in welchen die Bewältigung der Lebensnoth beschlossen ist. Wie könnten aber die nächsten Aufgaben der Völkererziehung richtig erfaßt werden, ohne klare Einsicht in die Ziele, welche der Nation durch die Weltlage gesteckt sind, und die sie erstreben muß, wenn sie dem Volksthum die Freiheit der Entwickelung nach dem eigenen Lebensgesetze erhalten will? Der Verf. dieser Schrift lebt aber der Ueberzeugung, daß die Aufgaben, deren Erkennen und Erfassen die Erziehung des deutschen Volkes in die richtigen Bahnen zu lenken vermag, schon vor Jahren ausgesprochen worden sind, nämlich von Lagarde.

Paul de Lagarde, geboren in Berlin 1827, Professor der semitischen Sprachen an der Universität Göttingen, ist Einer der

bedeutendsten Orientalisten und Einer der schärfsten Denker der Gegenwart. Er hängt mit ganzem Herzen an den Geschicken des deutschen Volkes und spricht seine Meinung mit unerschrockenem Muthe und rücksichtslosem Eifer für das von ihm erkannte Gute aus. In seinen Schriften, auch in rein gelehrten, tritt überall die unmittelbare Beziehung der behandelten Fragen zu den lebendigen Bedürfnissen der Gegenwart hervor, und da, wo er auf den ersten Blick nur persönlich zu sein scheint, erkennt, wer tiefer sieht, daß ihm die Person nichts Anderes ist, als Träger und Werkzeug einer Idee. Er lebt und kämpft im Geiste und ist darum der rechte Mann, zum Leben und Kampf im Geiste sein Volk tüchtig zu machen. Um das Wesen von Denken und Sprache, von Religion und Staat zu erkennen, geht er in die Jugendtage der Menschheit und der Völker zurück, wo Denken und Sprache, Glaubens- und Staatsgemeinschaften unter göttlicher Führung durch tägliche Arbeit und Kämpfe erstritten und erobert wurden, und so lehrt er Werth und Unwerth dessen erkennen, was wir Kultur nennen.

Er überzeugt uns, daß der Mensch auch geistig nur das besitzt, was er selbst erworben hat, und so befreit er von der Herrschaft der Phrase. Ueberall weist er auf die Quelle des Lebens zurück und fordert auf, von Neuem zu „werden" und zu erwerben, denn die Arbeit seines Lebens gilt der Zukunft und vor Allem der Zukunft des Deutschthums, die er in eine neue Volksjugend verwandeln will, in welcher die rechte Versöhnung des Zeitlichen mit dem Ewigen, des Glaubens mit dem Wissen, neue Schößlinge ansetzt. Er ist aber nicht kleindeutsch. Denn das deutsche Volk umfaßt für ihn alle deutschen Seelen, und darum verlangt er einen engen Bund zwischen dem heutigen deutschen Reiche und Oesterreich, ein brüderliches Band zwischen den Hohenzollern und den Habsburgern. Seine zahlreichen Schriften, gelehrte wie gemeinverständliche, haben sich Vieler Köpfe und Herzen erobert und sind vielfach schon von großem Nutzen für das Ganze gewesen. Es ist auch bereits ausgesprochen worden, daß die in ihnen vorgetragenen Anschauungen

für die Zukunft Deutschlands in vieler Hinsicht „constituierend" sein dürften, und man hat ihn „den großen Mann von Göttingen" genannt. Seine für die Gesammtnation bestimmten „Deutschen Schriften", die zuerst in den siebziger Jahren in zwei Heften erschienen waren, sind i. J. 1886, bedeutend vermehrt, als „Ausgabe letzter Hand" in einem starken Bande vereinigt worden (Göttingen, Dieterich).*

Neben den Schriften Lagarde's wird hier insbesondere noch auf das erst vor Jahresfrist erschienene anonyme Buch „Rembrandt als Erzieher, von einem Deutschen" (Leipzig, Hirschfeld) Bezug genommen, welches heute bereits gegen vierzig Auflagen erlebt hat, — ein in Deutschland unerhörtes Ereignis. Zahlreiche Stimmen haben das Buch alsbald als bahnbrechend für eine neue Epoche der deutschen Volksentwickelung bezeichnet und den Verfasser selbst als den kommenden Erzieher seiner Nation begrüßt, indem sie gleichzeitig zugaben, daß Vieles an seinem Werke, vor Allem auch der Titel, schief sei, daß unter die in unendlichem Redefluß sich drängenden Urtheile über das Verschiedenartigste auch zahlreiche Nieten sich eingeschlichen haben, und daß vielfach als bleibend gemeingiltiges Urtheil ausgesprochen ist, was wie schillernde Seifenblasen vor dem ersten Anhauche zerplatzt. Uns beschäftigt hier der gute Dauerkern des Buches.

Lagarde und der Rembrandtist, wie wir den Anonymus benennen wollen, haben gemeinsam, daß Beide für die Erziehung ein „ewiges" Prinzip verlangen, daß sie die Kultur von heute als Unkultur, das, was heute Fortschritt heißt, als Niedergang und Verfall betrachten, die Deutschen als ein Bauernvolk ansehen und als solches behandelt wissen wollen, das Heil in der Befreiung der In-

---

* Von Lagarde werden hier neben den Deutschen Schriften (**D. Schr.**) noch zitiert:

Ueber einige Berliner Theologen und was von Ihnen zu lernen ist (**Berl. Theol.**). Göttingen 1890.

Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien (**Güßf.**). Göttingen 1890.

dividualität und in einem starken Königthum erblicken, die Semitenherrschaft bekämpfen und die Gefahr ihrer Wiederkehr gründlich beseitigt wünschen. Sie unterscheiden sich in der Hauptsache dadurch, daß Lagarde mehr eine religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes erstrebt, während der Autor der Rembrandtschrift das Heil von der volksthümlichen Kunst erwartet und ein Zeitalter herannahen sieht, in welchem der Künstler den deutschen „Professor" abgelöst hat; ferner darin, daß Lagarde, als Großdeutscher in bestem Sinne des Wortes, das ganze deutsche Volk, insbesondere auch das österreichische mit seiner Liebe umfaßt und für die Monarchie der Habsburger die Grundlagen neuer Macht verlangt, während der Rembrandtist alles Heil von Preußen allein erwartet und den eigentlichen Kern der Nation im niederdeutschen Bauern erblickt, dessen besondere Art das ganze deutsche Volk durchsäuern müsse. Mit Beiden theilt der Verfasser der vorliegenden Schrift das ihnen Gemeinsame, ist aber mit Lagarde großdeutsch gesinnt und kann von einer neuen Kunst nur Heil erwarten, wenn sie in das natürlich Volksthümliche ewige Ideen einzubilden vermag, wie sie Lagarde versteht, damit sich im vergänglichen Scheine nicht der lebenstüchtige Kern verflüchtige.

Daß eine „wahre Reform des Unterrichts auch eine Reformation des Lebens und Denkens" voraussetzt, und daß das „Problem" dieser Reform „weniger ein technisches als ein universal geistiges, ja ethisches ist," haben auch Andere ausgesprochen (z. B. Eucken, der Kampf um das Gymnasium); aber fast überall wird für diese Reform noch eine Geltung für die gesammte „Menschheit" in Anspruch genommen. Für die Deutschen jedoch kann es sich nicht um eine Erziehung der Menschheit handeln, denn die besorgt unser Herrgott selber, der ein Schulmeister über alle Schulmeister ist, sondern um die ihres eigenen Volksthums, welches derselbe Herrgott als ein natürliches Sonderwesen geschaffen hat, damit es, den Blick allzeit auf das von ihm aller Menschheit gegebene ewige Heilsgesetz und auf die von ihm zeitlich veränderte Weltlage gerichtet, sich selber erziehe. Darum wird hier, mit Lagarde, die Heimaths-

kunde und die Orientierung in den dem Volksganzen durch die Weltlage gesteckten Zielen und Aufgaben als Prinzip der nationalen Schulung aufgestellt und nach den wesentlichsten Gesichtspunkten allseitig durchgeführt. In dieser allseitigen Durchführung des Lagardischen Prinzips und in der ausführlichen Begründung seiner Voraussetzung, daß für unser Volksthum an die Stelle einer allgemein menschlichen eine besondere deutsche Bildung treten müsse, suche der freundliche Leser den Zweck der vorliegenden Schrift. Wie der Verfasser aber gleichzeitig die Erfassung der Erziehungsaufgaben nach der Seite des Ewigen hin zu vertiefen sucht, ebenso ist er bemüht, den in der Nation noch wirksamen Gegensätzen religiöser, politischer und sozialer Natur ihren Stachel abzubrechen, indem er die Blicke der Geister stets auf jene Punkte hinzulenken und dort zu vereinen sucht, in welchen das Heil für Alle beschlossen liegt. Der geringe Umfang der Schrift sagt dem Leser schon, daß eine Vollständigkeit in Behandlung der Schulungsfragen nicht beabsichtigt sein kann; sie will nur jene wesentlichsten Seiten der Frage einer Gesammterziehung der Nation an's Licht kehren, die von den Meisten — wie der Verf. mit allen Vorbehalten der Selbstbescheidung es auszusprechen wagt — entweder gar nicht oder falsch gesehen oder verschwiegen worden. Möge es ihr gelingen, im Leser die Ueberzeugung zu wecken, daß eine Nation, die von ihren Erziehern nicht verlangt, daß man sie lehre, das Wesentliche und Bleibende in den Dingen zu erfassen, vor Gott und Menschen das Recht verliert, als freies Volksthum weiter zu leben.

Im Monat Juli 1891.

Inhalt.

	Seite
I. Einführung:	1
1. Ewiges oder zeitliches Prinzip?	1
2. Die Heimathskunde als Schulungsprinzip	6
3. Allgemeine oder besondere Bildung? Was ist harmonische Bildung?	13
4. Wer ist befähigt, in der nationalen Erziehungsfrage zu urtheilen?	16
II. Erziehende Mächte	23
1. Die Kirche	24
2. Der Staat	47
3. Die Wissenschaft	54
4. Die Kunst (und der Rembrandtist)	58
5. Die Person	80
6. Der König	84
7. Die Kultur	89
III. Die Behelfe der Schulung	94
1. Mathematik und Naturwissenschaft	94
2. Natur und Geschichte	96
3. Die Geschichte des klassischen Alterthums und der Geschichtsunterricht überhaupt	100
4. Deutsche Sprache	114
5. Neuere Sprachen und die philologische Methode	118
6. Recht und Volkswirthschaft	125
7. Ethik	138
IV. Das deutsche Volk als Gegenstand der Erziehung. (Der Rembrandtist)	149
V. Schluß	165

I. Einführung.

„Nur die Aufgabe erhält lebendig."

1. Ewiges oder zeitliches Prinzip?

Die große Frage für Volkserziehung ist, ob ihr ein ewiges oder ein zeitliches Prinzip unterlegt werden soll. In der Art, wie das Gemeinurtheil einer Nation diese Frage beantwortet, kommt die Stimmung der Geister zum verhängnisschweren, für ihr Gesammtgeschick entscheidendsten Ausdruck. Auf die Stimmung des deutschen Volksgeistes haben allzeit unsere Dichter den größten Einfluß geübt; aber bei den Neueren derselben tritt das Element des Ewigen wenig hervor, und so ist es auch bei Goethe, der heute zumeist verehrt wird. Aber sein Wesen wurzelt in einer zerfallenden Gesellschaft, — in der alten Reichsgesellschaft nämlich, die in einem großen Theile der deutschen Nation heute noch nicht ganz ausgestorben ist, und in politischen Formen, die vor seinen Augen untergiengen. Diese Gesellschaft verhielt sich in der Hauptsache genießend, und Goethe mit ihr. Sie glaubte, so wie sie war, an ihr Bleiberecht: sie wollte nicht „werden". Das Ewige aber ist ein immer Werdendes, und was sich auf ein Bleiberecht steift, geht unter. Was damals innerhalb der Nation erarbeitet und erkämpft wurde, gieng nicht von dieser Gesellschaft aus, sondern von Denen, die sie zerstören wollten, wie Friedrich der Zweite von Preußen. Goethe's Dichtung ist ein liebliches Abendroth, das einen Tag abschließt und freilich auch einen Morgen ankündigt, weil, vom Standpunkte der Ewigkeit, jedem Abend ein Morgen folgt, und so hat sich auch in seiner Seele, die am Ewigen reichen Theil hatte, am Abend seines Tages das Bild des nahenden Morgens entworfen. Sein Wort

befreit und schafft Raum, aber auf dem gewonnenen Raume muß geschaffen, darf nicht faustisch geträumt werden. Sein Verdienst um die Sprache ist unschätzbar und wird durch Jahrhunderte fortwirken, aber die Sprache muß heute wieder zur Waffe gehärtet werden. Er selbst kennt seine Grenzen: dem „leichten Griffelspiele" des mitregierenden und mitgenießenden Patriziersohnes „fehlen immer Hain und Mühle". Er ist im Garten aufgewachsen, der nach einer Zeitmode beschnitten war, nicht im Wald, der seiner Natur nach ewig sein muß, — und er spendet kein Mehl für das Volksbrot der Zukunft. Mit Dichterwonnen und Künstlerschmerzen kann man ein Volk nicht nähren, wohl aber verblenden und entnerven. Der heutige Goethekult gibt davon eine Probe, die man sich merken sollte. Denke man doch darüber nach, weshalb die Schillerverehrung nicht in gleichem Maße entarten konnte. Es geschah nicht, weil Schiller männlicher ist und durch seine Kampfstellung entschieden auf die Zukunft und mit ihr auf das Ewige hinweist. Er gehörte nicht den Genießenden und nicht den Regierenden an und war von vorn herein auf das Werden gerichtet. Auch heute noch ist die Zahl der „Werdefaulen" sehr groß unter den Deutschen, ob zwar die Noth, die nur durch Werdende gewendet werden kann, von allen Seiten herandrängt. Man verehrt, was abgeschlossen hinter uns liegt und keine Forderung an die Lebenden stellt, und man verehrt am liebsten, was der eigenen Schwäche schmeichelt. Mit dem Seufzer „O heiliger Goethe!" ist heute Nichts gethan und wird Nichts gewendet. Suche man aus seinen Aussprüchen das heraus, was auf deutsche Zukunft hinweist und zur Selbsthilfe auffordert, und beherzige es!

Aus den in sich geschlossenen Gesellschaftsklassen, die am Regiment betheiligt sind, wird zuweilen vertraulich mitgetheilt, daß man dort solche Leute nicht brauchen könne, in denen für Denken und Handeln ein ewiges Prinzip wirksam ist. Man verfolgt zeitliche Interessen und nimmt nur Solche auf, die dazu mithelfen wollen. Das gilt insbesondere vom liberalen Adel. Aber welche adeligen Häuser haben sich denn am längsten gehalten, und welche von ihnen bieten die Aussicht und Gewähr erwünschten Weiterbestehens? Es sind grade die frommen Familien, unter Protestanten wie unter

Katholiken. In welche Klasse aber gehören die zahlreichen Häuser, deren Katastrophe wir erlebt haben, und jene, deren Sturz unvermeidlich scheint? Es wäre aber wohl auch ein Wunder und ein innerer Widerspruch, wenn den Dienern des Zeitlichen ewige Jugend vergönnt wäre, und die dem Ewigen Dienenden kurzlebig sein sollten. Auch viele von unseren heutigen Politikern und Geschichtschreibern, die man ernst nennt und ernst nimmt, scheuen allen Puritanismus wie ein gebranntes Kind das Feuer, obwohl sie selbst sich nie die Finger an dieser Gluth verbrannt haben, — es ist lediglich Instinkt. Aber können sie leugnen, daß was heute im englischen Volk und im englischen Adel von Tüchtigkeit noch vorhanden ist, seine Quelle im Puritanerthum hat, und daß, was dort in höheren Kreisen auf Verderben und Untergang hinweist, vom Gegensatze des Puritanismus herrührt? Der norddeutsche Pietismus scheint im Ganzen und Großen mehr die Stärke des Duldens als die Kraft zum Handeln zu besitzen; das gilt aber doch nur vom schwer arbeitenden Volke, nicht von den am Regiment Betheiligten, denn diese handeln kräftig und klug und verdienten, soweit sie nicht etwa Heuchler oder Schauspieler sind, eher den Namen von Puritanern als den der Pietisten. Wollte man darauf hinweisen, daß von den katholischen Dynastien grade die allerfrömmsten ihren Thron verloren haben, so ist darauf zu antworten, daß die Schuld hier nicht an der Frömmigkeit liegt, sondern am heutigen Katholizismus, dem die Kraft fehlt, den durch die Weltlage gestellten Forderungen gerecht zu werden. Diese Kraft fehlt aber nicht jener Form der Frömmigkeit, wie sie heute in paritätischen Ländern bei katholischen und protestantischen Dynastien herrscht, woraus hervorgeht, daß auch diese Parität Religion ist, die, wie man sich ausdrückt, eine Zukunft hat, d. h. den Anforderungen der Weltlage oder der „Aufgabe", welche diese an sie stellen, gewachsen ist. Denn Alles kommt darauf an, das Ewige aus dem Zeitlichen, das Bleibende aus dem Fließenden herauszufinden und beide nicht in unversöhnlichen Widerstreit zu setzen. Dieser Widerstreit liegt nicht im „Ding an sich", sondern ist nur in der Anschauung der Einzelperson und in Körperschaften lebendig, lebt also nur ein zeitliches Leben und wird immer wieder fortgeschwemmt.

Nun könnte man ja aber sagen, daß durch die Zweitheilung des arisch-christlichen Gesammtlebens in Staat und Kirche und durch das Ineinanderwirken der verschiedenen Bestandtheile eines großen Volkes nach Mann und Weib, Alt und Jung, Arm und Reich, Abkunft, Stand und Beruf, Regierten und Regierenden, aus den bunten Gebilden, deren jedes nur ein Zeitliches darstellt, das Gesammtbild des Ewigen sich wie der Einschlag des Gewebes von selbst ergebe, und daß man darum für dieses nicht zu sorgen brauche, — daher laissez faire, laissez aller! Dem widerspricht aber die geschichtliche Erfahrung, welche zeigt, daß es immer ein bewußtes in Einklang bringen des Zeitlichen und des Ewigen, ein verständiges und vernünftiges Unterordnen jenes unter dieses gewesen ist, welches sich zuerst im Geiste einzelner Personen vollzog und dann Einschlag im Gewebe eines neuen Gesammtlebens geworden ist. Wohin man mit dem Gehenlassen kommen kann, erleben wir ja grade heute auf so vielen Gebieten, nicht zum wenigsten auf dem der Erziehung. Völker müssen so leben wollen, daß sie ewig leben können. Wie wäre das aber anders möglich, als wenn die Führer ihnen Ziele stecken, die, wenn auch mit den Schaalen des Zeitlichen behaftet, heute als ewige erscheinen und ein ewiges Werden nicht ausschließen? Diese Geistesführer müssen den echten Propheten des idealen Israel gleichen, von denen Lagarde sagt (D. Schr. S. 289): „Was die Männer im härenen Gewande brachten, war mit Nichten Kenntniß der Zukunft," — gar mancher ihrer Ausleger gesteht heute zu, daß keine einzige ihrer Weissagungen äußerlicher Ereignisse sich erfüllt hat, — „Forderung einer ewigen, einer gleichwohl in der Geschichte wirkenden und Israel in ihr mit einem Lebenszwecke, und dadurch mit Leben ausstattenden Kraft war es. Die Ziele, welche man steckte, gehörten der Zukunft an: ihnen zuzustreben gewährte die Sicherheit des Heils; sie verhöhnen oder auch nur von ihnen gleichgiltig sich abwenden war sicherer Tod. Die Propheten hatten den Instinkt für das Ethos und für Israel: in ihnen brennt zum ersten Male in der (hellen) Geschichte die Flamme der Vaterlandsliebe, welche im Vaterlande nicht althergebrachte Gewohnheit freundlichen Daseins, sondern den Träger einer großen Aufgabe, den irdischen Leib einer großen Idee sieht."

Darum hat die Kirche das Israel jener Propheten als das Ideal eines von der Heilsidee durchtränkten und geleiteten Volksthums zu betrachten gelehrt, und wenn das jüdische Volk als solches noch heute fortlebt, trotz seiner Entartung, die es dem Dienste des Mammons und dem wahnwitzigen Streben nach Weltherrschaft zugeführt hat, so ist dies nur, weil in seinem Geiste noch ein schwaches Abbild jener Idee haften geblieben, wenn auch nur wie die Spiegelung des Sternenhimmels in einem Sumpfe.

Aber es handelt sich vor Allem darum, einen Ausgangspunkt zu gewinnen, einen festen Standpunkt, von dem aus die Beziehung zum Ewigen erfaßt werden soll. Hier vor Allem gilt das Archimedische Wort: „Gib mir einen Punkt, wo ich hintreten kann, und ich werde die Welt bewegen.“ Nun, dieser feste Punkt ist gegeben in der Heimath und im angebornen Volksthum, und ein anderer kann nicht gewonnen werden. Hier liegt das principium, d. i. primum cipium, das primum naturale, an das wir uns anklammern müssen, wie der Säugling an die Mutterbrust, und hier ist gleich das Allerwichtigste, daß wir dies „erste Natürliche“ in seinem Zusammenhang mit dem Ewigen auffassen, da ja sein Ursprung und Werden aus dem Unendlichen und den verborgenen Anfängen heraus uns ebenso dunkel bleibt, wie der Ursprung der Mutter dem Kinde, das an ihren Brüsten trinkt. Lagarde sagt (Berl. Theol. S. 59): „Die Ueberzeugung, daß über, neben und in uns eine Macht waltet, welche, Person wie wir selbst, diejenige Rücksicht verlangt oder erzwingt, welche wir einem gütigen und so gemessen wie fest voraufschreitenden Könige, einem ernsten und sorgsamen Vater, einem alle Tage und Stunden bereiten Helfer und Arzte schulden, diese Ueberzeugung bedarf, um zu entstehen und um zu gedeihen, einer irdischen Heimath, — einer (durch den Heerkönig nach Außen, durch das Gesetz nach Innen) befriedeten Heimath, in welcher man lebt, in welcher man Gesetze des Lebens erkennt oder mindestens ahnt, weil man eine Entwickelung vor sich sieht, eine vom Ahnherrn zum eigenen Enkel stetig und stille fortlaufende Entwickelung. Die Frömmigkeit braucht Feste, an denen Sonnenschein durch die Herzen rinnt. Sie braucht Gräber, an denen die Liebe klagt, die Hoffnung trauert, der Gruß der Ewigkeit

empfunden wird. Sie braucht eine Vorzeit heiligen Alters, deren Bestes sie aufsaugt, weiter bildet, bewahrt, deren Schauer den Hintergrund für eine ohne Ablaß erwartete Zukunft abgeben." Hier ist das Ewige in Zeitliches so eingebildet, daß ein Abbruch des Werkes nach menschlichem Denken ausgeschlossen bleibt.

2. Die Heimathskunde als Schulungsprinzip.

Lagarde hat als leitendes Prinzip für die nationale Schulung gefordert: die Schule solle eine Heimathskunde geben, — „man solle die allesammt zu irgend welchem Regieren berufenen Menschen, Knaben wie Mädchen, vornehme wie geringe, orientieren; man solle sie durch die Orientierung in den Stand setzen, die Richtung ihres Weges zweckentsprechend zu wählen." (D. Schr. S. 436.) Dies Prinzip ist das richtige, denn die angestellten Proben werden zeigen, „daß es überall erklärt und leitet", wo es zu leiten berufen ist. An anderer Stelle (Güßf. S. 9) sagt er: „Ich behauptete, der Unterricht habe eine Heimathkunde zu verschaffen: er solle in der Welt orientieren. Damit hatte ich den Radius gewiesen, der den Kreis schlägt, — einen Radius, der für alle Schulen ohne Ausnahme verwendbar ist. Damit hatte ich zu erkennen gegeben, daß für mich sehr verschiedene Arten „intellektueller Bildung" denkbar sind: ein Bauernjunge hat einen andern Horizont als ein Königssohn, eben darum hat er auch eine andere Bildung nöthig als dieser; vor Gott kommt es dann darauf an, daß Jeder in seiner Bildung das Höchste erreiche. In meinem Sinne gebildet ist, wer in seinem Vaterlande und über die für das Vaterland bedeutsamen Thatsachen der Natur und der Geschichte, soweit sie ihn seinem Stande und Berufe nach etwas angehen, Bescheid weiß. Auf den höheren Schulen werden die Knaben unterrichtet, die dereinst im engeren Sinne des Wortes irgendwie regieren sollen: diese Schulen würden, wenn es nach mir gienge, ihre Schüler die Fertigkeiten lehren, ohne welche die in engerem Sinne des Wortes Regierenden die ihnen zum Regieren nöthige Ausbildung nicht erwerben können." Lagarde verlangt also nicht allgemeine Bildung, sondern besondere.

Das Wort Regieren ist zunächst im weitesten Sinne zu nehmen. Regieren heißt dann, durch zweckmäßige Leitung irgend welcher von Andern geübten Thätigkeit oder Lebensführung dem Ganzen dienen. „Niemand läßt sich gefallen regiert zu werden, als wer selbst irgendwo regiert. Nur daran, daß er selbst verantwortlich für die Leitung einer, wenn auch noch so kleinen Gemeinschaft ist, gewinnt er Einsicht darein, daß es eine Regierung geben muß, und an seinem Regieren den Maßstab zur Beurtheilung des Regierens Anderer. Darum ist es nicht wohlgethan, Regierende und Regierte einander (schroff) gegenüberzustellen. Anarchisten bekehrt man, indem man sie zu regieren zwingt, Sozialisten, indem man ihnen Grundbesitz zuweist. Königlich gesinnt sind nur Könige." Jeder Regierende ist in seinem Kreise ein König. Der Monarch soll ein König über königlich gesinnte Unterthanen sein. Es muß aber unterschieden werden zwischen Denen, welche im bürgerlichen Leben und im Heere kleinere oder größere Gemeinschaften regieren, und Jenen, welche im Staate, d. h. als Mitglieder des Beamten-Status, Regierungsgeschäfte besorgen, d. h. nach Lagarde, jene Geschäfte, welche der Einzelne nicht besorgen kann, denn dies muß für sich ebenso erlernt werden, wie die Leitung eines bürgerlichen Geschäftes oder einer Heeresabtheilung. Keiner aber von diesen Regierenden darf je vergessen, daß er auch als Regierender dient, nämlich dem Ganzen. Lagarde erinnert daran, daß Die, welche im alten Rom unseren „Beamten" entsprachen, servi publici waren, — Sklaven der Republik, d. i. der Stadtgemeinde Rom. Heute unter uns sind sie als freie Volksgenossen zunächst Diener des Königs, welcher selbst als Führer und oberster Vertreter der erste Diener eines germanischen Volksthums ist.

Dem Regieren von oben entspricht das Gehorchen von unten. Beides hat nach den Forderungen des ewigen Gesetzes der Sittlichkeit und mit verständiger Beachtung der gegebenen natürlichen und politischen Verhältnisse zu geschehen. Die Treue, die im Blute lebt, hält das Ganze zusammen. Innerhalb einer Volksthümlichkeit ist es also Sache der Erziehung, jeden Einzelnen zum Regieren und Gehorchen in seinem Kreise tüchtig zu machen. Der unterste dieser Kreise ist die Familie. Hier berührt sich das politische Ganze

am Innigsten mit der Natur, denn die Voraussetzungen der Ehe sind Gesundheit und Kraft und natürliche Zuneigung. Der bürgerliche Bestand der Familie beruht auf einer zweckmäßigen Thätigkeit, welche heutzutage gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse voraussetzt. Dasjenige Maß solcher Kenntnisse und Fertigkeiten, welches für den Bestand bäuerlicher und Handwerkerfamilien genügt, reicht aber für Jene nicht aus, die, wie die Kaufleute, in ihrem Bestande vom Weltverkehr unmittelbar abhängig sind, oder, wie die Beamten, entweder diesem Verkehre dienen oder am Regieren im engeren Sinne betheiligt sind, noch weniger für Jene, welche als Männer der Kirche und der Schule die Erziehung selber besorgen. Für alle diese Klassen der Bevölkerung hat nun die Schule in ihren verschiedenen Abstufungen die einer jeden insbesondere nöthige Orientierung zu beschaffen, soweit sie in der zur Verfügung stehenden Zeit überhaupt gegeben werden kann. Daher: besondere Bildung statt der allgemeinen! Es muß aber dabei festgehalten werden, daß es heute durchaus nicht mehr angeht, irgend welcher Klasse oder irgend welchem Einzelnen eine obere Grenze in dem Maße der ihm zu gewährenden orientierenden Schulung von oben herab vorschreiben zu wollen. Dem Einzelnen steckt das natürliche Maß seiner Gaben die Grenze, Selbstbescheidung ordnet sich unter, und Liebe bringt Opfer. Umgekehrt aber muß der Staat die untere Grenze jener Kenntnisse und Fertigkeiten bestimmen, um den Wettkampf mit andern Nationen, dem er sich nicht entziehen kann, gewachsen zu sein.

Mit der Aufstellung, die Erziehung durch die Schule sei dem Prinzipe nach als die Uebermittelung einer Heimathskunde zu betrachten, ist heute sehr viel gewonnen. Hauptsache dabei ist, daß von dem sogenannten „rein wissenschaftlichen" Prinzipe, nach welchem das Wissen „sich Selbstzweck" sein sollte, abgegangen ist. Die Wissenschaft könnte ja auch herausbringen, daß es für die gesammte Menschheit das Beste, d. h. das ihrem eigenen Wesen und ihrem Verhältnis zur Natur Entsprechendste wäre, an sich den abschließenden Selbstmord zu begehen, — und sie hat dies auch in einzelnen Schulen wirklich herausgefunden, — oder, daß es die höchste Leistung für ein Volk sei, sich zu einem freiwilligen Martyrium für die

Gesammtmenschheit zu entschließen, um dem besseren Fortkommen derselben als „Kulturdünger" zu dienen, was auch schon gelehrt worden ist. Solche an die Verrücktheit streifende Extreme ergeben sich aber naturgemäß, wenn als oberstes Prinzip schroff hingestellt wird, daß das Wissen oder die Erkenntnis als solche als der höchste Zweck des menschlichen Daseins betrachtet werden müsse, und Niemand wird leugnen, daß diese Anschauung unser Jahrhundert beherrscht und auch den Geist der Volkserziehung, durch Vermittlung der in diesem Geiste erzogenen Erzieher, beeinflußt hat. Durch die Aufstellung aber, das Prinzip dieser Erziehung sei die Uebermittelung einer Heimathskunde, wird der Geist auf die Erde zurückgeführt, da allem Wissen der Zweck zugeschrieben wird, auf der Erde, als der Allen angewiesenen Heimath, zu orientieren, und zwar indem dabei von der engeren Heimath ausgegangen wird. Zugleich wird damit ausgesprochen, daß der Satz, das Wissen sei sich Selbstzweck, nur als Prinzip für den Forscher gelte, insofern und so lange er eben forscht, und daß der Zweck seiner Mittheilung über das von ihm Erforschte an die Nichtforscher der sei, denselben die Orientierung auf der Erde, als ihrer Heimath, zu erleichtern, womit allerdings ausgesprochen ist, daß sie nicht nur dem eigenen Volke, sondern auch der Menschheit überhaupt dienen. Es wird aber hierdurch auch der Feigheit jener Spezialisten der Boden entzogen, welche sich der wirklichen Dienstverpflichtung an ihr Volk und die Menschheit dadurch entziehen, daß sie, um die Noth des Ganzen nicht wahrzunehmen, ihr Auge auf ein eng begrenztes Sehfeld richten, — das Gegentheil von Orientierung, — welche Selbstbeschränkung dann auch jenen Hochmuth erzeugt, mit dem die Beschränktheit gewappnet zu sein pflegt. Ferner wird die Forschung als Quelle des zu Ermittelnden und weiterhin zur Erziehung Anderer zu Uebermittelnden durch jenes Prinzip darauf hingewiesen, durch das eigene Volk, als die näheren Heimathsgenossen, zum Besten der gesammten Menschheit wirken zu lassen, nicht etwa umgekehrt das eigene Volk einem falschen Menschheitsbegriffe zu opfern, welche Gefahr schon dadurch herbeigeführt wird, daß die Erziehung selbst dem eigenen Volke jenen falschen Humanitätsbegriff in die Köpfe pflanzt. Wenn ein Ganzes zu dem Ewigen und Göttlichen

in die rechte Beziehung tritt, so geschieht dies nur durch die Einzelnen, die in ihrem Gewissen mit Gott direkt verkehren. In diesem Sinne fasse man das Wort Lagarde's: „Humanität, Nationalität, Stammeseigenthümlichkeit, Familiencharakter, Individualität sind eine Pyramide, deren Spitze näher an den Himmel reicht, als ihre Basis."

Des Menschen Heimath ist die Erde. Seit Kolumbus ist die Erde ein in sich abgeschlossenes Rund, eine Weltkugel unter zahllosen anderen, und diese Kugel ist jetzt bereits nach allen Ausdehnungen hin bekannt. Vorher standen für Die, welche Heimathskunde geben oder empfangen sollten, die Dinge ganz anders. Die Erde wurde zwar als eine vom Ocean begrenzte Scheibe gedacht, zu deren Beleuchtung die Himmelskugel mit Sonne, Mond und Sterne angebracht war, aber die Grenzen waren unbestimmt und die Anschauung vorherrschend, daß dieselben jeden Tag weiter hinausgeschoben werden könnten. In der für ewig geschlossenen Abgrenzung liegt das verhängnisvolle Neue. Wenn wir heute, vierhundert Jahre nachdem die neue Anschauung sich einzubürgern anfieng, noch so empfinden, als ob die alte Anschauung der Natur des Menschen gemäßer gewesen sei als die neue, so wird das wohl nicht immer dauern, aber es ist gewiß, daß heute noch die alte Anschauung der größeren Hälfte der Menschen geläufiger und, sofern ihr die neue bekannt geworden, auch lieber ist als diese, und die Kirche wird sich von dieser Thatsache wohl auch haben bestimmen lassen, so lange an der älteren Anschauung festzuhalten. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß die heutige Heimathskunde keine andere Wahl hat, als sich von der neuen Anschauung leiten zu lassen. Diese neue Anschauung hat aber in der ersten Phase ihrer Wirksamkeit den Geist des Menschen von der Erde in die Himmelsräume geführt und, indem sie dem Ueberraschten ungeahnte Gesetze des Weltalls enthüllte, seinen Blick nicht wenig von der Erde, an die er gebannt ist, abgelenkt. So ist ihm die Erdentraulichkeit, welche seinem Wesen doch so angemessen ist, und die unsere Altvordern beglückt hat, in nicht geringem Grade verloren gegangen.

Fast in gleichem Maße wie der Ausblick in's unendlich Große hat der Blick in's unendlich Kleine, den uns die Mikroskopie er-

öffnet hat, die Geister von jener Stimmung abgezogen, welche die erdgemäße ist. Nach beiden Seiten hin sind die Maße und Formen zersprengt und zerrissen worden, in welchen sich unser Geist zu halten hat. Heute kehrt er zu diesen Maßen und Formen zurück. Teleskop und Mikroskop haben die Grenzen der Anschauung erweitert und den Geist des Menschen trunken gemacht wie von neuem Weine, aber es ist ihm nicht natürlich, sich viel in der Nähe dieser Grenzen zu bewegen. Seine Heimath ist im Mittelraume, — im Mittelgart, wie unsere Vorfahren die Erde genannt haben. War es der Gesammtbewegung des Geistes in den letzten Jahrhunderten eigenthümlich, diese Bewegung gegen die Grenzen hin wie im Eroberungssturme auszuführen, so ist es heute Aufgabe der Schulung, die ernüchterten Geister nach dem Centrum zurückzuführen. Darum muß das Prinzip der Schulung die Heimathskunde sein. Der Lehrende aber soll die Grenzen des öfteren abgeschritten haben, auf daß er der Jugend seines Volkes, deren „Geist und Sinn erst halb erschlossen sind," zurufen dürfe:

Steigt herab in meiner Augen
Welt und erdgemäß Organ!
Könnt sie als die euren brauchen;
Schaut euch diese Gegend an!

Sie kommen aber nur dann gerne, wenn sie fühlen, „daß ein Liebender zugegen," wie der Pater Seraphicus.

Aber der Mensch, gebannt an die Erde und beglückt durch Liebe zur trauten Heimath, lebt nicht allein um der Erde willen. Er trägt von Natur ein Etwas in sich, das über die Erde hinausweist, und um dessentwillen er das Leben selbst preiszugeben bereit ist. Jeder Einzelne macht von den Zuständen der Kindheit, die den thierischen noch ähnlich sind, bis zur Vollreife des Geistes eine Entwickelung durch, deren Frucht das Ausreifen einer zweiten höheren Natur ist, die ihm früher verborgen war. Wird dieser zweite höhere und reinere Zustand, in welchem der Mensch sein Wollen mit den göttlichen Zwecken im Einklange weiß, von ihm als ein im höheren Sinne natürlicher empfunden, so hat sich das in ihm vollzogen, was im Evangelium die Wiedergeburt genannt wird. „Auch Paulus — sagt Lagarde (D. Schr. S. 58) — weiß

von der neuen Schöpfung zu reden, welche bei Johannes als Wiedergeburt, bei Petrus als das Theilhaftigwerden der göttlichen Natur bezeichnet wird. Der Eintritt des Menschen in eine neue höhere Ordnung der Dinge hebt seine Schuld auf: Der Mensch läßt die Schuld mit seinem früheren Leben und mit der Sünde dahinten, wie der Schmetterling die Hülle zurückläßt, der er entschlüpft ist." Martensen (Christliche Ethik I S. 258) sagt: „Es besteht eine Parallele zwischen dem Kommen des Reiches Gottes in dem Geschlechte und seinem Kommen in dem einzelnen Menschenleben. Je mehr ein Mensch sich selbst und sein eigenes Leben verstehen lernt, desto mehr wird er zu der Erkenntnis kommen, daß, wenn anders Gottes Reich in seiner Seele Fortgang haben, die ächte Humanität in ihr zur Entfaltung kommen soll, dies durch eine fortgesetzte Scheidung des guten und des bösen Prinzipes bedingt sei, deren Wirkungen in ihm durcheinander gehen, — durch einen fortgesetzten Reinigungsprozeß, in welchem das sündige Wesen ausgeschieden und ausgestoßen wird. Er wird erkennen, daß, je mehr der Jahre verrinnen, diese innere Krisis um so dringlicher und nothwendiger wird und einen immer geistigeren, die tiefste Wurzel der Gesinnung berührenden Charakter annimmt. Und wer für sein eigenes Leben diesen Blick hat, wird auch das des ganzen Geschlechtes verstehen und nicht durch das viele Beiwerk der Geschichte, ihre vielen Nebenfragen sich verwirren lassen, daß er nicht sähe, welche Frage inmitten der großen, tausendfältig verschlungenen, unendlich wechselnden Bewegung die Eine eigentliche Hauptfrage bleibt." Es handelt sich aber darum, diese Vorgänge im Leben der menschlichen Psyche als Thatsachen von höchster wissenschaftlicher Sicherheit betrachten zu lernen.

Wenn die sittliche Wiedergeburt die gesammte Menschheit erfaßt hat und ihr Gesetz als gestaltende Macht das Ganze durchdringt, dann — so drückt sich der Glaube aus — ist das Reich Gottes da, in welchem die Macht des Bösen über die Menschen aufgehoben, das Heil erreicht ist. Den Weg zum Heile zeigt die Religion. Die Geschichte jener Personen und Vorgänge, in welcher der göttliche Lenkerwille zur Herbeiführung des vollen Heilszustandes im Reiche Gottes unmittelbar hervortritt, wird die Geschichte der

Offenbarung genannt. Die christliche Kirche hat an die Formen angeknüpft, in welchen die Heilsidee im alten Israel Erscheinung gewonnen hat. Die Erkenntnis des ewigen Heilsgesetzes ist aber keine jüdische Entdeckung, sondern ist dem israelitischen Volke aus der menschlichen Entwicklung älterer Volksthümer zugeflossen. Das spätere sogenannte pharisäische, d. i. separatistische, oder rabbinisch-talmudische Judenthum hat aber fälschlicher Weise aus der Erkenntnis des Heilsgesetzes, gleich als ob diese aus seinem besonderen Volkswesen, aus seinem Blut, entsprungen sei, ein Monopol und Regal für die Juden gemacht und sich so von der gesammten übrigen Menschheit separiert und auf dies Monopol das Recht seiner Weltherrschaft begründet. Diese auf Lüge beruhende Isolierung ist es, was die weitere Geschichte des Judenvolkes so tragisch gestaltet, es selbst vom „Werden" ausgeschlossen hat. Das Evangelium Christi hat diese separatistische Anschauung gebrochen und den Weg zum Reiche Gottes allen Menschen geöffnet. „Das Wissen um die Geschichte des nicht blos in Juda, sondern seit der Urzeit aller Orten wachsenden Reiches Gottes ist der Gegenstand der Theologie" (Lagarde, D. Schr. S. 458). Es ist ein Stück deutscher Heimathskunde zu wissen, wie das deutsche Volk zur Kenntnis der Heilsidee gelangt ist, und wie sich seine Stämme und Parteien zu den kirchlichen Gemeinschaften verhalten, deren jede der Heilsidee in ihrer reinsten und gemeingiltigsten Gestalt zu dienen glaubt.

3. Allgemeine oder besondere Bildung? Was ist harmonische Bildung?

Allgemeine und harmonische Bildung, — so lauten die Zauberworte, welche dem eben ablaufenden Jahrhundert auf dem Gebiete der Erziehung als Leitsterne gedient haben. Aber eine solche Bildung müßte doch, wenn sie in sich wahrhaft und werthvoll sein sollte, zugleich höchste Bildung sein, denn die Eigenschaften des menschlicher Weise Allumfassenden und Gesammtharmonischen könnten doch nur dieser beigelegt werden. Es wird aber wohl keinem Verständigen einfallen, von der nationalen Erziehung zu verlangen, daß sie solche höchste Bildung übermitteln solle. Diese sich zu ver-

schaffen, d. h. sie sich selber zu erwerben, ist Privatsache, und es stünde wahrlich schlimm um eine Nation von sechzig Millionen Seelen, wenn nicht immer in ihr eine erkleckliche Schaar Freiwilliger vorhanden wären, die bereit sind, zur Erwerbung der höchsten Bildung jedes Opfer zu bringen. Nun legen aber heute die Allermeisten dem Ideale von nationaler Erziehung, wie sie es aufstellen, die Eigenschaften „allgemein" und „harmonisch" ganz ausdrücklich bei. Eine Bildung kann wohl harmonisch sein, aber nur vom Standpunkte der Individualität, nicht von dem der Allgemeinheit. Eine im höchsten Sinne allgemeine und harmonische Bildung entspräche in der Geistesstimmung des Menschen ungefähr dem, was man für das Weltganze die „Harmonie der Sphären" genannt hat. Aber diese unentwegt im stets bewegten Geiste zu tragen, müssen wir schwachen Menschen doch dem Herrgott überlassen. Der Einzelne, der eine solche Stimmung dauernd in sich aufgenommen hätte, könnte nur gleich auch aus seiner Haut fahren, sonst würde sie ihm hienieden zollweise abgeschunden. Im allgemeineren Sinne harmonische Stimmungen kann nur der Betrachtende haben, nicht der Handelnde; aber wer leben will, muß handeln. Betrachtung herrscht vor im Alter. Als die katholische Kirche anfieng, ihr Glaubenssystem als vollendete Darstellung ewiger Harmonien und sich selbst als deren irdische Verkörperung zu betrachten, war sie schon eine alternde. Die werdende Kirche war eine handelnde, weil sie für ein neues Ideal die Lebensformen erst zu schaffen hatte.

Von harmonischer Bildung kann also nur im individuellen Sinne die Rede sein. Man kann sagen: Der und Jener habe sich eine harmonische Bildung erworben, sofern er in sich selbst allen Zwiefalt überwunden hätte. Das kann aber auch von ganzen Gemeinwesen gesagt werden. So wird von den alten Spartanern Niemand behaupten wollen, daß sie nicht eine harmonische Bildung besessen hätten. Die Anschauungen von ihrem Verhältnisse zum Göttlichen und zu den Menschen als Stammesgenossen, Periöken, Heloten, Barbaren, wie zu den Behelfen des Wissens, der Kunst und des Verkehrs waren vollkommen harmonisch ausgebildet, und sie sind siebenhundert Jahre damit ausgekommen. Allgemein aber in unserem Sinne war diese Bildung durchaus nicht; viel näher kam

dieſem Sinne die atheniſche Bildung; Athen hat aber vor Sparta die Segel ſtreichen müſſen. Die Bildung, welche der Islam geſchaffen hat, iſt ebenfalls in ſich harmoniſch und hat die ſtörenden Elemente rationaliſtiſcher Art durch die ſogenannte „Wiederbelebung des Glaubens“ vollkommen ausgeſchieden; ſie iſt aber Nichts weniger als allgemein, vielmehr gar ſehr „beſchränkt“, wie es einer Raubgeſellſchaft geziemt, welche die allgemeinere Bildung Denen überläßt, die ſie ſelbſt beherrſchen und ausbeuten will. Der Islam hat ſich aber auf einem weit ausgedehnten Gebiete durch ein Jahrtauſend machtvoll erhalten. Viel allgemeiner als die muslimiſche iſt die brahmaniſche Bildung, die vielmehr ins Schrankenloſe ſtrebt, wie die allgemeine Bildung, die heute unter uns verlangt wird; ſie hat aber politiſche Macht oder auch nur politiſche Formen nicht begründen können. Noch beſchränkter als die muslimiſche Bildung und in ſich durchaus harmoniſch iſt die jüdiſch-rabbiniſche, deren Zweck es ebenfalls iſt, einer in ſich geſchloſſenen national-religiöſen Genoſſenſchaft die Stellung einer herrſchenden Ausbeuterkaſte zu erhalten, und die innere Harmonie darf hier um ſo weniger geſtört werden, als die Nation in nomadiſcher Zerſtreuung unter anderen Nationen lebt. Nun wird man zwar ſagen, daß ja die Juden unter uns fremde Bildungselemente mit großer Begierde aufnehmen, alſo darauf aus ſeien, die innere Harmonie des Judenthums ſelber zu zerſtören. Dies iſt aber durchaus nicht der Fall; vielmehr iſt das in ſich harmoniſche Gefüge und Getriebe ihres Nationalweſens ſo gefeſtigt, daß ihm irgend welches aufgenommene Fremde keine Störung bereiten kann. Fremde und allgemeinere Bildungselemente nehmen ſie, im ganz ſicheren Bewußtſein, daß dieſelben ihrem beſonderen Weſen Nichts ſchaden können, nur darum auf, um ſie unter Denen, welche dieſen Bildungselementen um ihrer ſelbſtwillen eine weſentliche Bedeutung oder gar abſoluten Werth beilegen, zu ihrem eigenen Vortheile verwenden zu können, und ſie ſelbſt preiſen den Nichtjuden den Werth einer allgemeinen Bildung als einen abſoluten an, weil ſie ihnen damit die Waffe einer beſonderen Bildung aus den Händen winden. Die beſondere und in ſich harmoniſche chriſtlich-konfeſſionelle Bildung war aber eine ſolche Waffe, und zwar eine direkt gegen die beſondere und in ſich har-

monische jüdische Bildung gerichtete Waffe. Man erkennt hier wohl deutlich, welchen Werth die Besonderung hat.

Allgemeinste Bildung, so weit sie menschenmöglich ist, kann nur im eigentlichsten Sinne erworben werden, ist also die Sache Freiwilliger, denen der Staat nur die Mittel bereit stellt. In der Volkserziehung hat die Schule eine Bildung an die Massen zu übermitteln; diese kann also schon um deswillen nur eine besondere sein, wie es überdies auch das Lebensinteresse des Volksthums und des Staates gebieterisch verlangt. Daß diese zu übermittelnde Bildung für möglichst Viele eine „erworbene" Bildung werde, dafür hat zunächst der einzelne Lehrer zu sorgen, indem er den Geist des sie aus seinem Munde übernehmenden Schülers selbstthätig erhält, dann die Schule, als Ganzes, durch richtige Vertheilung des Unterrichts und der Aufgaben.

Lagarde hat also Recht, wenn er statt allgemeiner Bildung besondere verlangt. Alles Heil liegt in der Beschränkung. Auch Harmonie wird erst durch Beschränkung ermöglicht, und die Grundstimmung zu dieser Harmonie gibt das besondere Wesen des Volksthums und sein Verhältnis zur heimathlichen Erde ab.

4. Wer ist befähigt, in der Erziehungsfrage zu urtheilen?

Befähigt, in der nationalen Erziehungsfrage mitzusprechen, können nur Jene sein, welche die Dinge, auf die es hier ankommt, überhaupt richtig sehen und dabei das Wesentliche, d. h. für die Erhaltung der Nation Entscheidende, herauszufinden wissen. Von der großen Mehrzahl der in dieser Frage Mitredenden kann das aber nicht zugegeben werden. Insbesondere sind fast sämmtliche heutige Realisten, ferner auch die meisten Spezialisten im anderen Lager schon nach der Natur ihres Bildungsganges und der Beschränktheit ihres Sehbereiches ausgeschlossen. Die Dinge, auf die es hier ankommt, sind aber:

1. Die natürlichen Rassengegensätze, deren Kampf für die Gestaltung des Bildungsinhalts der verschiedenen Kulturkreise auf der Erde — nämlich des chinesisch-japanischen, des indischen und des

mittelländischen oder vorderasiatisch-europäischen, der wieder in einen semitischen und einen arischen zerfällt — maßgebend gewesen ist.

2. Der geistige Inhalt dieser Kulturkreise in seiner Verschiedenheit und die innere Geschichte seiner Gestaltung.

3. Das richtige Verhältnis der rein formalen, der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen Bildungsmittel untereinander in Bezug auf den obersten Zweck der Erziehung, als abzielend auf die Erhaltung der Nation im Dienste des göttlichen Sittengesetzes, worin das leibliche und geistige Wohl des Einzelnen mitbegriffen ist.

4. Eine klare und deutliche Vorstellung davon, welche Veränderungen im Gesammtleben der Nation durch Veränderung der Gesammtbehandlung der Jugend (z. B. ob und wann sie von den Eltern getrennt werden soll), sowie des ihr übermittelten Bildungsstoffes hervorgerufen werden, wobei als Leitstern dienen muß, daß der Zusammenhang mit der Vergangenheit (die Kontinuität des Kulturgedankens) nicht abgebrochen werden darf, damit nicht etwa ein völliger Kultursturz die Folge sei, wozu heute ohnehin vielfache Gefahr vorhanden ist.

Allgemeinste Voraussetzung ist, daß alles Geisteswesen als ein stets „*Werdendes*" erfaßt sei. „Wir besitzen nur, was wir täglich neu erwerben: wir vermehren unseren Besitz nur, wenn wir durch Abstoßen des verbrauchten Materials früherer Tage seinem Wachsthum Platz schaffen" (Lag. D. Schr. 289). Der Gegenstand der Erziehung, die Jugend, ist ein in jedem Sinne Werdendes. Aber auch Ziele und Mittel der Erziehung, sofern sie der Erhaltung des Volksthums unter wechselnden Weltverhältnissen dienen müssen, sind stets werdende. Wie leicht die Behelfe und Methoden der Erziehung erstarren, zeigt das Beispiel des Judenthums, des Islam und der Chinesen. Auf diesen allgemeinsten und jenen vorerwähnten Voraussetzungen beruht die rechte Einsicht in die *Aufgaben*, welche durch die jeweilige Weltlage einem Volke gestellt sind, und durch deren Bewältigung es sich, als immer werdendes, lebendig erhält.

Der *chinesische*, *japanische* und der *indische* Kulturkreis liegen heute dem Bewußtsein unserer Volksmassen noch so fern, daß es für die Gemeinbildung einstweilen genügt, eine deutliche Vorstellung von deren Vorhandensein zu geben und auf die Möglichkeit

oder Wahrscheinlichkeit gewisser Wirkungen hinzuweisen, die von ihnen ausgehen und wesentlich für uns nur verderblich, weil der Natur unserer Volksseele widerstrebend und unsere Gesammtanschauung mit Auflösung bedrohend, sein können. Vor Allem ist hier — durchaus vom Standpunkte der Heimathskunde — darauf hinzuweisen, daß die Zuführung von Arbeitskräften aus den durch jene Kulturkreise erzogenen Völkern unsern Bauern- und Handwerkerstand gänzlich zerstören müßte, wobei die Antichinesen-Bewegung in Nordamerika als Beispiel dient, — ferner darauf, daß der durch Uebersetzungen bereits unter uns wirksame Geist der indischen Literatur durch seinen zum Theil durch das heiße Klima bedingten, theilweise sämmtlichen alternden, d. h. dem Untergange zueilenden Nationen gemeinsamen reinbeschaulichen Quietismus und die maßlose Thätigkeit orientalischer Phantasie verderblich wirkt, und daß der von uns bereits aufgenommene Stoff durch unsere eigene Literatur, insbesondere durch die nationale Dichtung, entweder in die für unser Dasein maßgebenden Formen zu bringen oder ganz zurückzuweisen und auszuscheiden ist. Wenn heute soviel von einer künstlerischen Gestaltung des Nationallebens die Rede ist, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, diesen Punkt in's Auge zu fassen, denn gestalten können wir nur nach unseren eigenen Maßen, die das Fremde entweder assimilierend umzugestalten oder auszuschließen haben. Hier liegt eine Hauptaufgabe für kommende Poeten. Sich mit der Weltliteratur zu beschäftigen, ist heute freilich für Viele eine Nothwendigkeit, aber nur in dem Sinne, das Fremde zu bändigen, das uns gemäße, uns fördernde Gute anzueignen, das uns Nichtgemäße und das Schlechte abzuweisen, — eine Art Kampf, in welchem sich die jugendliche Lebendigkeit der Eigenart wieder einmal zu bethätigen hat. Unsere Gebildeten haben bereits zu viel des orientalischen Quietismus aufgenommen. Quietismus von oben ist aber für den Volksbestand nicht weniger gefährlich als von unten aus die Unsittlichkeit vieler Einzelner und ganzer Volksklassen; bis jetzt waren auf unserem Planeten immer noch „werdende" Nationen bereit, d. h. Nichtquietisten, um die Quietisten zu strafen.

Es ist hier auch der Ort, von dem zu sprechen, was man Romantik nennt. Uns eignet der Trieb, die umgebenden Ver-

hältnisse vollkommen, also auch schön zu gestalten. Denkt man sich eine vom Schönheitstriebe beseelte und nie rastende herakleische Kraft, so würde sich diese in der ununterbrochenen und immer weiter um sich greifenden Selbstthätigkeit zu verschönernder Umgestaltung der nächstliegenden Dinge ein Genüge thun. Für die menschliche Schwäche ist es aber bequemer, zu dieser Leistung nur die Phantasie in Thätigkeit zu setzen und sich entweder die Zustände einer weit hinter uns liegenden Periode der eigenen oder auch fremden Geschichte, z. B. die des Ritterthumes oder der griechischen Heroenzeit, — oder die Zustände eines mit uns zwar gleichzeitigen, aber in weiter Ferne von uns lebenden Volkes als vollkommen und schön auszumalen, z. B. die der Brahmanen am Ganges. Dieser Trieb muß an und für sich durchaus nicht krankhaft sein, vielmehr eignet auch der gesunden Poesie ein in ähnlicher Weise verschönernder Trieb in Darstellung des Allernächstliegenden. Der Dichter wird hier im eigentlichsten Sinne ein ποιητής, indem er das in den Menschen versenkte gottähnlich Schaffende zur Geltung bringt, und indem sich unser Geist dem Genusse und der Arbeit an solchen Gestaltungen hingibt, gewinnt er selbst im kurzen Vergessen Beruhigung und Kraft zum erneuten Kampfe mit der „prosaischen" Wirklichkeit. Freilich müssen die „Dichter" danach sein! Aber die meisten Schöpfungen romantischer Poeten und sonstiger Literatoren sind krankhaft und können auf den Geist der Nation, insbesondere der Jugend, nur entnervend wirken.

Man muß aber auch immer festhalten, daß aller und jeder erzählenden Darstellung menschlicher Dinge, auch der allerprosaischsten, eine Unvollkommenheit innewohnt, die in ähnlicher Weise schädlich auf Verstand und Herz wirken, wie die eigentliche Romantik, weil die menschliche Sprache die Wahrheit der Dinge und ihren inneren Zusammenhang nie zum vollen Ausdruck zu bringen vermag, allein schon nicht wegen der Zeit- und Raumgrenzen, die ihr gesteckt sind. Darum bringt der natürlich gesunde Sinn des Volkes solcher Thätigkeit von vorne herein eben keine besondere Achtung entgegen, und die übertriebene Werthschätzung, welche ihr heute unter den Kulturvölkern zu Theil wird, ist nur eine gefährliche Krankheit. Und nun denke man erst an die Person der Darstellenden, an die Be-

schränktheit ihrer Fähigkeiten, Mittel und Zwecke! Die Lesenden aber, und insbesondere die jugendlichen, glauben an die volle Wahrheit der Darstellung, als ob die Wirklichkeit völlig durch sie gedeckt werde. Welche Verwirrung der Begriffe und welches sittliche Unheil wird hierdurch nicht hervorgerufen! Hier hat der Vertraute der Götter, der ächte Poet, seine Kunst zu zeigen, indem er mit wenigen Strichen einen Umriß der vollen Wahrheit entwirft und ihre herbe Bitternis mit dem keuschen Schleier der Schönheit umkleidet, — so wie Homer im Epos gethan hat, Thukydides in der Geschichte, Shakespeare im Drama, Dante in seiner Göttlichen Komödie.

Von der größten Wichtigkeit für die Bewegung der Geister in der Gegenwart und näheren Zukunft und darum auch für die Schulung des Jugendgeistes ist aber unter uns eine deutliche Vorstellung von Natur und Geschichte der innerhalb unseres eigenen mittelländischen oder vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises wirksamen Gegensätze, nämlich:

1. vom Gegensatze zwischen dem Semitismus in seinen beiden letzten Ausgestaltungen, dem Judenthum und Islam, einerseits und dem arischen (von Ariern ausgebildeten) Christenthum anderseits;

2. von dem innerhalb des letzteren vorhandenen Gegensatze zwischen abendländischem und orientalischem Christenthum;

3. von den Gefahren, welche der innerhalb des abendländischen Christenthums vorhandene Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und den protestantischen Bekenntnissen für Deutschland insbesondere in sich birgt.

Der Gegensatz zwischen Semitenthum und Arierthum bewegt die Gegenwart wieder auf das Tiefste, einmal weil grade in unseren Tagen das durch das Evangelium antiquierte Judenthum innerhalb des christlichen Gebietes wieder eine Herrscherstellung eingenommen hat, und zweitens wegen der durch die neuen Verkehrsmittel bewirkten Annäherung an den muslimischen Orient in Vorderasien, Aegypten und dem mittleren Afrika. In beiden Verhältnissen ist für uns das Wesentlichste, daß hier der ganz unversöhnliche Gegensatz zwischen den Lebensanschauungen festsässiger arischer Ackerbauer und semitischer Nomaden, für deren Anschauungen und Lebensgestaltung auch heute noch das Gesetz der Wüste maß-

gebend ist, zum Ausdruck kommt. Das Gesetz der Wüste fordert aber, daß durch die Thätigkeit ihrer Söhne jede Kulturschöpfung der Festsässigen zerstört, und weiterhin ihre Arbeit in Sklavendienst für die Herrschernomaden verwandelt werde.

Was zunächst die Juden betrifft, so ist jedem Lehrer arisch-christlicher Jugend eine deutliche Vorstellung davon beizubringen, daß dieselben in Handels- und Geldgeschäften als Lehrlinge und Nachfolger der alten Phönizier zu betrachten sind, sich unter der vorzugsweise Ackerbau treibenden und ursprünglich von reiner Naturalwirthschaft lebenden arischen Bevölkerung Europas als Handelsleute und Geldmakler angesiedelt, die Verbreitung der Geldwirthschaft unter denselben mächtig gefördert und insbesondere in neuester Zeit wieder aus dem Bank- und Geldgeschäft den bei Weitem größten Theil ihres Reichthums gezogen haben. Ferner, daß eben dieser Reichthum es ist, was sie in den Stand setzt, als eine in sich geschlossene national-religiöse Genossenschaft sowohl die geistige Herrschaft über ihre christlichen Wirthsvölker anzustreben, indem sie durch die Presse deren gesammten ideellen Besitz, der für sie nur ein System von Wahnvorstellungen ausmacht, zerstören und anderseits durch maßlose Kapitalsanhäufung und ein von ihnen gefördertes künstliches Verschuldungssystem die wirthschaftliche und politische Selbständigkeit christlicher Staaten lahmlegen. Israel, sagt Lagarde, „existiert nur noch durch das Geld."

Der muslimische Orient, dem wir in Vorderasien und Afrika nahe rücken, wird politisch, merkantil und so zuletzt auch ökonomisch von Europa immer abhängiger und wird diesem, wie es ihm mit Hellas und Rom gelungen, die Keime der eigenen geistigen Zersetzung einimpfen, wenn dem nicht vorgebeugt wird. Hauptbedingung einer zweckmäßigen Abwehr ist aber Klarheit der Vorstellungen über die einschläglichen Verhältnisse. Hierbei ist in's Auge zu fassen, daß die in den letzten Jahrhunderten unter uns herrschende Anschauung über den Islam eine romantische gewesen ist. Diese von Vielen, sogar auch von Gelehrten noch heute gehegte Romantik beruht theils auf dem landschaftlichen und dekorativen Reize des Orients, theils auf der Vorstellung von einer Weisheit, Menschlichkeit und Ritterlichkeit, wie sie in der ungeheuren Mehrzahl der

Vertreter des Islam nie existiert hat, — eine romantische Anschauung, von welcher z. B. die während der Kreuzzüge den Islam im Orient sowie die ihn in Spanien bekämpfenden Christen gründlich kuriert waren. Für die deutsche Vaterlandskunde ist auch darauf hinzuweisen wichtig, daß von den europäischen Staaten insbesondere Frankreich durch die bereits vor sechzig Jahren eingeleitete und heute noch in stetigem Wachsthum begriffene Berührung mit der muslimischen Welt in Nordafrika den Einfluß des Semitismus auf die französischen Geschicke vermehrt, welcher, in Verbindung mit der das eigene Land ausbeutenden Judenwirthschaft, mächtig zur Entchristlichung der Sitte und Schulung beiträgt und zur Ausnützung der aus den muslimischen Unterthanen gezogenen militärischen Kräfte auf europäischen Kriegsschauplätzen, insbesondere gegen Deutschland zwingt. Die Elemente der Brutalisierung, die Frankreich bedroht, gewinnen hierdurch einen starken Bundesgenossen.

Für die Erziehungsfrage nun ist aber eine klare Vorstellung von dem heutigen Gegensatze zwischen Semitenthum und Arierthum namentlich deshalb von der allergrößten Wichtigkeit, weil eben dieser Gegensatz auch für alles geistige Leben des sogenannten klassischen Alterthums gestaltend gewirkt hat, wovon hier später die Rede ist. An dieser Stelle soll nur auf das Nachdrücklichste hervorgehoben werden, daß auch heute noch eine Verständigung, geschweige denn eine Versöhnung zwischen arischer und semitischer Anschauung ebenso unmöglich ist, als wie sie sich im Alterthume erwiesen hat, wonach Diejenigen, welche hiervon keine deutliche Vorstellung haben, als unfähig erscheinen, in der nationalen Erziehungsfrage, für welche gerade diese Verhältnisse heute wieder von der größten Wichtigkeit sind, mitzureden. — Ueber den Gegensatz zwischen abendländischer und russisch-orthodoxer Kirchlichkeit, sowie zwischen katholischer und protestantischer Anschauung wird später gehandelt.

Aus dem Gesagten muß aber erhellen, daß auch den Vertretern der rein formalen und der Naturwissenschaften ein Recht zum Mitreden in Fragen der Volkserziehung nur in dem Maße zugestanden werden darf, als sie etwas mehr sind als bloße Fachmänner, da die durch strenge Beschränkung auf ihr Fach erzeugte Gesammtanschauung sie hierzu unfähig macht, was z. B. von den fachmännischen Vertretern

der theologischen, historischen und philologischen Disziplinen auch nicht in annähernd gleichem Maße gesagt werden kann. Das zum Erweise dieser Behauptung Nöthige wird später an verschiedenen Stellen dieser Schrift vorgeführt werden.

II. Erziehende Mächte.

Die Mächte oder Potenzen, welche sich an unserer Nationalerziehung bis jetzt betheiligt haben, und unter dem Einflusse der durch ihre Thätigkeit geschaffenen Gesammtkultur noch heute betheiligen, sind: 1) die Kirche, zunächst die katholische, durch welche das heutige deutsche Volk die erste Schulung empfangen hat, dann neben ihr die protestantischen Kirchengemeinschaften, die seit der Reformation in einigen Ländern an Stelle der römisch-katholischen Kirche getreten sind; — 2) der Staat, welcher behauptet, zum Schutze seiner eigenen Unabhängigkeit von der Kirche, sowie der bestehenden gesetzlichen und durch völkerrechtliche Verträge gesicherten Ordnung, der Kirche in der Erziehungsfrage nicht völlig freie Hand lassen zu dürfen; — 3) die Wissenschaft, insoferne sie, von Kirche und Staat unabhängig, die Wahrheit lediglich um ihrer selbst willen sucht und mittheilt; — 4) die Kunst, welche nur dem Gesetze der Schönheit gehorcht; — 5) die natürliche Person, d. h. die geniale Persönlichkeit, die, unabhängig von Kirche und Staat, wie von wissenschaftlichen und künstlerischen Ueberlieferungen, den Impulsen des eigenen Genius gehorcht; — 6) der König, d. i. jene Person, welche durch ihre Stellung an der Spitze eines germanischen Volksthums berufen ist, die von diesem königlich gesinnten Volke erwartete jeweilig nothwendige Wegweisung auch in der Erziehungsfrage zu geben, genauer gesagt, die durch Werdeträgheit angehäuften Hindernisse aus dem Wege zu räumen; — endlich 7) die als Ladung und Ballast überlieferte Gesammtkultur, die zu gegebener Zeit, so wie sie ist, nach Außen hin gegen feindliche Mächte vertheidigt werden muß, und deren allgemeiner Charakter von Innen heraus nur durch revolutionäre Bewegungen durchbrochen werden könnte, also alle grundstürzenden Umwälzungen, mögen sie

von irgendwelcher der vorgenannten Potenzen ausgehen, auch für die Erziehungsfrage ausschließt.

1. Die Kirche.

Der Geist lebt von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt, d. h. von den Ideen. Er ist dauernd beglückt nur durch die ungehemmte Ideenbewegung nach dem Ziele des Reiches Gottes, oder des alle Geister umfassenden Heiles. Die Gesammtheit der betreffenden Vorstellungen hat verschiedene Grundlagen in den natürlich verschiedenen Volksthümlichkeiten und erhält weiterhin verschiedene Färbung innerhalb der verschiedenen Kulturkreise, denen die Völker angehören, endlich für den Einzelnen durch die Grenzen seiner Persönlichkeit. Wir Heutigen leben nicht im Anfange dieser Ideenbewegung, denn wir wissen, daß die Heilsvorstellung und das Suchen nach dem Heilswege uralt ist unter den Menschen, — auch nicht am Ende derselben, weil das Reich Gottes noch nicht voll da ist. Wir leben aber auch noch in einer Zeit, in welcher die Gegensätze der verschiedenen Kulturkreise und die Lebensnoth der Völker zu gegenseitiger Bekriegung zwingen. Die Erde ist auch kein Ort für das verwirklichte Reich Gottes, weil ihre Hemmungen die Ideenbewegung nach dem Heilsziele hin zu einer unendlichen machen, oder mit anderen Worten, weil diese Bewegung auf ein Ideal gerichtet ist. Deshalb verlegt der Glaube das verwirklichte Reich Gottes in ein Jenseits der Erde; zugleich aber stellt er sich auch den Anfang der endlichen Dinge als das Heraustreten aus einem ungetrübten Heilszustande vor. Daß unsere Natur das erstrebte Ziel in ein Jenseits verlegt, ist Gewähr für die ewige Dauer des Geisterlebens in der Heilsvorstellung. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Die Anstalt, welche die Geister auf das Heilsziel gerichtet hält und sie demselben näher führen soll, heißt Kirche. Ueberall und jeder Zeit haben die Kirchen die geistige Gesammtschulung der Völker zu beherrschen gesucht und durch lange Zeiträume — in solchen Perioden nämlich, die man gläubige nennt — auch wirklich beherrscht, weil sie „das Eine lehren, was Noth thut", d. h. weil sie darauf aus sind, jene

Gesetze einzuschärfen, welche den Wechsel der sittlichen Erscheinungen beherrschen.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die geistige Schulung, von welcher die Völker des abendländischen Europa heute noch zehren, von der römisch-katholischen Kirche ausgegangen ist. Die Schulen waren Klosterschulen; die ersten Universitäten katholisch-theologische Fakultäten. Erst die Gründung weltlicher Fakultäten an den neuen Universitäten hat dies Verhältnis geändert. Die später vom Staate und politischen Gemeinden gestifteten Volks- und Mittelschulen standen, auch bei den Protestanten, in der Hauptsache thatsächlich unter kirchlicher Oberleitung. An die Ausschließung oder nur Ignorierung des christlichen Prinzips dachte Niemand. Erst die neueste Zeit hat das zuerst von den weltlichen Fakultäten der Hochschulen aufgestellte rein wissenschaftliche Prinzip, von Oben nach Unten wirkend, auch für die Mittel- und Volksschulen als maßgebend erklärt. Niemand wird in Abrede stellen, daß heute die Lehrerwelt als Gesammtheit bis zum untersten Dorfschulmeister hinab für Standespflicht ansieht, sich vom Prinzipe wissenschaftlicher Wahrheit leiten zu lassen, und daß sie hierin allein schon einen Grund erblickt, sich über die Vertreter kirchlicher Gläubigkeit erhaben zu dünken und ihnen selbst feindselig gegenüber zu treten. Gewiß etwas Neues als Gesammterscheinung!

Nun muß man sich vor Allem deutlich machen, wie sich die heutige Wissenschaft zu jenen großen arischen Organisationen verhält, die allein erst das Leben für Gesammtheiten ermöglichen; — der Einzelne und kleinere Körperschaften können ja auch vom Rauben und Ausbeuten leben. Die Antwort lautet: sie kann sich gegen dieselben nur auflösend verhalten, aber sie liefert Bausteine für das Leben der Zukunft. Jeder einzelne neue Wissenssatz korrigiert einen früher für wahr gehaltenen Satz oder beseitigt ihn ganz. Da der Mensch unter allen Umständen ein denkendes Wesen ist, so kann eine eben entstehende Organisation, ihrem dogmatischen Inhalte nach, durchaus nicht im Widerspruche stehen mit den von den Organisierenden und der Mehrzahl der in die Organisation Aufgenommenen für wissenschaftlich wahr gehaltenen Sätze. Vielmehr muß gradezu als Grundsatz gelten, daß Jene, welche als

Neugestalter auftreten, sich auch auf neue oder erneute Wahrheiten stützen. Aber den bestehenden, aus der Vergangenheit überkommenen Organisationen gegenüber schreitet die Forschung, unbekümmert um sie, weiter fort und häuft Sätze an, welche mit dem dogmatischen Inhalt jener Organismen im Widerspruche stehen und sie mit Auflösung bedrohen. Auf diese Weise bildet sich die sogenannte reine Wissenschaft, d. h. die vom kirchlichen Dogma ganz unabhängige, welche demnach auch offen erklärt, daß ihr diese Dogmen ganz gleichgiltig seien, oder daß sie dieselben sogar bekämpfe, während die Kirche lehrt, daß ihre Dogmen auch den höchsten wissenschaftlichen Charakter haben, weil sie das lehren, was zu wissen das Allernöthigste ist und sich aus aller Erfahrung als ewig bleibendes Wissen ergeben hat. Damit aber bedroht diese reine Wissenschaft das Gemeinleben selber, denn Gesammtheiten können nur in der Form von Organisationen leben, und diese können sich nicht mit jener Schnelligkeit bewegen oder — wie man heute sagt — fortschreiten, wie es die Wissenschaft von ihnen verlangt. Dies Verhältniß ist heute nicht frei von Komik: auf der einen Seite steht der Chorus der Wissenschaftler, welche dem Leben im eigentlichsten Sinne zu dienen glauben, weil alles Leben wahrhaftig sein müsse, und rufen den Führern überkommener Organisationen zu: „Schreitet fort! Gestaltet euch um, damit ihr leben könnt!“ Von der andern Seite schallt's zurück: „Wir können nicht! Was ihr Fortschritt nennt, ist Fortschritt zur Selbstauflösung und zum Tode. Bescheidet euch, denn auch ihr lebt nur mit uns und von uns. Non possumus.“ Wären die Dinge schon etwas besser eingerichtet, als sie es annoch sind, so könnte die Kirche sagen: „Forscht nur zu, in Gottes Namen! — wir werden schon aufpassen und uns euere Neuerrungenschaften, soferne sie etwas taugen, rechtzeitig anbiegen.“ Wenn man sich beispielsweise heute fragt, wer — formell, nicht meritorisch genommen — am Aufkommen des Alles mit Auflösung bedrohenden Sozialismus mehr Schuld trägt, die Kirche oder die Wissenschaft, so kann wohl die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Alles Leben wurzelt in der Religion, und aus ihr erwächst auch die sogenannte Bildung. So haben das Christenthum, das

Judenthum, der Islam, der Buddhismus, das Brahmanenthum, Jedes sich seine eigene Bildung geschaffen. Die Wissenschaft gibt keine Bildung, sondern einzelne Sätze, die, vom gläubigen Gemüthe aufgenommen, sich ein- und umgebildet werden wie Speisen im Körper. Erst so dienen sie dem Leben. Für sich sind Speisen kein Leben. Werden sie nicht genossen und assimiliert, so bleiben sie Schaugerichte, was denn auch die wissenschaftlichen Sätze der Neuzeit, sowie die Bücher, in denen sie verzeichnet worden, für die ungeheure Mehrzahl der heute Lebenden thatsächlich sind. Nur der Dunst, der von ihnen aufsteigt und durch eine im Ganzen schlechte Presse weithin verbreitet wird, umnebelt die Köpfe.

Wenn eine überkommene, in sich nach dem Prinzip der freien Forschung fortgeschrittene Bildung nicht mehr übereinstimmt mit den überlieferten kirchlichen Dogmen, die zur Zeit ihres Entstehens der Ausdruck für die Versöhnung einer damals neuen wissenschaftlichen Erkenntniß mit der Anschauung von den Heilszwecken und dem Heilswege waren, und natürlich auch mit den allgemeinen Lebensbedingungen, — nicht mit den besonderen der damaligen Gegenwart, denn diese verlangen Opfer und Martyrium, — so entsteht eine neue Bildung, welche zunächst der neuen Versöhnung von Wissen, Glauben und Leben in neuen Formeln dogmatischen Ausdruck gibt, weil die alten Formeln nicht mehr verstanden werden.

Alle Bildung wurzelt in der Religion. Die Seele verlangt eine Rechtführung zu dem durch Beobachtung des göttlichen Sittengesetzes zu erreichenden Heile. Wird nun dies Gesetz als wirklich vorhanden und gemeingiltig anerkannt, so kann doch Niemand glauben, daß es eine Bildung geben könne, die außerhalb desselben stehe. Die Bildung wird vielmehr stets verjüngt durch eine neue Versöhnung eines Volkes oder einer Genossenschaft mit dem Sitten- und Heilsgesetze, sowie dieses nach dem neuen Stande des Wissens aufgefaßt werden muß, daher durch religiöse Neubildung. Die Grade der Neuheit sind dabei sehr verschieden. Ueber ein etwa hochgradig Neues in Dem, was heute zur Bewältigung der uns durch die Weltlage gestellten Aufgaben nothwendig ist, braucht Nie-

mand zu erschrecken. Für die christliche Welt handelt es sich darum, die eigenen sozialen Zustände wieder auf christlicher Grundlage neu aufzubauen; dann dem Untergang der semitischen Religionen, Judenthum und Islam, für welche eine Versöhnung mit dem Wissen durchaus unmöglich ist, Rechnung zu tragen, was freilich auch eine Neuerziehung der Juden und Muslime einschließt, — und weiterhin darum, dem Chinesenthum wohlgerüstet gegenüberzustehen. Für Europa handelt es sich darum, sich den Aspirationen Amerikas gegenüber, das sich eine besondere, höhere ethische Zustände verwirklichende und höhere Freiheitszwecke verbürgende Kultur zu schaffen gedenkt, auf einen Fuß zu setzen, der die eigene Unabhängigkeit sichert; — für das Abendland darum, die Angriffe des orthodoxen Rußland abwehren zu können und dessen Richtung auf schrankenlose Ausdehnung unschädlich zu machen; — für Deutschland darum, ob es in Europa den Romanen und Slaven geistiger Führer sein kann.

In den einzelnen Personen, die den Grund zu religiösen Neubildungen legen, ist das Bekenntnis, für welches sie eintreten, die Frucht tiefbewegter Seelenkämpfe, entfacht und genährt durch die in ihnen lebendigere Gottesstimme, die auf den Heilsweg weist. „Für die Frommen ist die Religion kein Glaubensbekenntniß, sondern ein Leben, ein Umgang mit Gott: dieses Leben aber wurzelt nicht in irgend welcher Bildung, sondern jede Bildung wurzelt in diesem Leben" (Güßf. S. 6). Das alles Denken gestaltende Prinzip, der Quell, aus dem alles innere Leben fließt, ist das Verhältnis zu Gott. „So gewiß es in einer Monarchie nicht angienge, den Fürsten, so wenig geht es in einer von Gott geschaffenen und regierten Welt an, Gott Denen nicht zu nennen und bekannt zu machen, denen es um „harmonische" Bildung zu thun ist. Das wäre ein Konzert, in dem die erste Geige ungehört bleiben dürfte" (Güßf. S. 6). In den französischen Staatsschulen ist Monteil's „Manuel de l'instruction laïque" eingeführt; dort heißt es zum Eingang: „Qu'est ce que Dieu? On n'en sait rien."

Im Christenthum haben sich aber der Glaube und die werkthätige Liebe einander durchtränkt wie in keiner andern Religion.

Der Buddhismus ist weltflüchtig und gibt das Leben selber preis, und der Islam, dem Glaubensinhalt nach — wie Lagarde mit Recht sagt — „ein Bovist voll des nutzlosesten Fanatismus" — stellt eine Raubgesellschaft dar, innerhalb welcher das brüderliche Prinzip gerechter Beutevertheilung maßgebend ist. Wer in diesen Dingen vom Standpunkte der Heimathskunde aus orientiert ist, wird sich also wohl besinnen, das Christenthum anzugreifen. Wenn man unter uns trotzdem den Glauben bekämpft, so tritt die Zahl der Gläubigen erst recht an's Licht, die sich zur Vertheidigung ihrer Heiligthümer bereit stellen, und wenn man der Liebe die Thüre weist, so sammeln sich die von Natur Liebenden, um unter sich nach ihrem eigenen Gesetze zu handeln und Liebe auf weitere Kreise auszustrahlen. Das hat sich bei Gelegenheit des preußischen Kulturkampfes gezeigt und zeigt sich in noch höherem Maße heute in Frankreich. Im selben Maße, wie man dort die Schulen entchristlicht, wächst die Zahl der von den geistlichen Orden und den Schulbrüdern geleiteten Anstalten, obgleich die Gemeinden dabei tief in den eigenen Säckel greifen müssen, und im gleichen Maße wie man die barmherzigen Schwestern aus den Spitälern weist, wachsen die Privatlazarethe aus dem Boden, die man ihrer Leitung übergibt. Für die Staatsgewalten sollte es sich doch, wenn sie schon durchaus nur rechnen wollen, in erster Linie fragen, in welcher Zahl Gläubige und Liebende vorhanden sind. Nun, daß der Mensch überhaupt von Natur gläubig ist, das könnte die Geschichte auch die Blinden lehren, da doch bis jetzt noch jedes Volksthum und jede politische Genossenschaft sich ihr religiöses Heiligthum geschaffen, ja mit dessen Schaffung ihr Dasein erst eigentlich begonnen hat, und da die großen, viele Nationen umfassenden Glaubensgemeinschaften, wie Christenthum, Islam, Buddhismus, die Dauer der einzelnen Staatswesen, welche sich auf ihrem Gebiete gebildet hatten, weitaus überlebt haben. Hier sollte man sich vor allen Dingen auch deutlich machen, wie zahllose Angriffe einzelner Individuen und ganzer Schulen, welche vom Prinzipe der persönlichen Freiheit oder von rein wissenschaftlichen Anschauungen ausgiengen, von jenen großen Glaubensgenossenschaften oder Kirchen überstanden worden sind, ohne daß sie durch selbe einen nennenswerthen Schaden

erlitten, oder sich in Abwehr derselben besonders hätten anstrengen müssen. Im Gegentheile: bessere Helfer kann sich die Kirche gar nicht wünschen als Jene, welche, indem sie die Aufruhrfahne des Unglaubens erheben, auch die Halb- und Schwachgläubigen ihr wieder zutreiben. Die ungeheure Mehrzahl jener glaubensfeindlichen Individuen reden gradezu in's Blaue hinein, weil ihnen die Orientierung fehlt, die unentbehrliche Uebersicht über das Gewoge der sittlichen Erscheinungen, die, wenn nicht ein höheres Maß angeborenen Gemeininstinkts vorhanden ist, nur eine tiefere Kenntniß der Geschichte und des geistigen Inhalts der verschiedenen Kulturkreise ihnen geben könnte, nicht aber die Beschäftigung mit den Natur- und formalen Wissenschaften, welche vielmehr von dieser Orientierung entfernen. Die Kirche spricht von den Segnungen des Kreuzes; Kirchenfeinde können darin den Ausdruck puren Aberglaubens zu finden meinen. Sie würden aber anders urtheilen, wenn sie in den Inhalt des Geister- und Gemüthslebens der nichtchristlichen Kulturvölker, insbesondere z. B. der Juden, der Muslime, der Chinesen, tiefere Blicke gethan hätten. Wenn die kirchlich Ungläubigen unter uns durch den Glauben an die allumfassende Liebe des Schöpfers, an die Menschheit im Ganzen wie an Treu' und Glauben unter den Menschen im Einzelnen in ihrem Geistesleben gehalten und gehoben werden und voll freudiger Hoffnung in die Zukunft ihres Volksthums und der gesammten Menschheit schauen dürfen, so verdanken sie auch dies dem ihnen als zufällig und gleichgiltig erscheinenden Umstande, daß sie in der christlichen Gemeinschaft geboren sind. Welches Glück sie diesem „Zufalle" verdanken, davon haben sie keine Vorstellung, weil die Orientierung mangelt. Zu jeder Zeit ist aber der besondere Inhalt des Glaubens der Massen an die Form gebunden, wie sie sich in den großen kirchlichen Organisationen mit der Zeit herausgebildet hat. Der Staat kann daran Nichts ändern, und jeder seiner Versuche, auf den Glaubensinhalt Einfluß zu nehmen, muß scheitern. Er wird später sogar in Rußland scheitern, und der Deutsche gehört zu den Allerletzten, die staatliche Eingriffe auf das Glaubensgebiet ohne mächtige Gegenwirkung hinnehmen.

Aber die Reformation hat die Kirchenspaltung herbeigeführt,

und diese hat gerade die Geschicke Deutschlands in der schmerzlichsten Weise beeinflußt. Der dreißigjährige Krieg hat durch Schwert, Hunger und Seuche gegen zwanzig Millionen deutscher Seelen hingerafft. Heute müssen wir wieder erleben, wie von beiden Seiten zum Kampfe gehetzt wird. Kirchen- und Staatsgewalten rechnen mit der Ewigkeit, denn sie müssen ewig dauern wollen. Es ist nicht zu zweifeln, daß es auch heute auf beiden Seiten Potenzen gibt, die selbst einen neuen dreißigjährigen Krieg und seine Wechselfälle zu überdauern hoffen. Da ist es wohl recht geboten, Alles an die Hand zu geben, was den Geistern, die eines guten Willens sind, zur „Orientierung" in den einschläglichen Verhältnissen dienen kann. Gewiß auch ein unentbehrliches Stück Heimathskunde! Hören wir, wie Lagarde die innere Entwickelung der abendländischen Kirche sich verdeutlicht hat. „Fromm sein, lehrt Lagarde (D. Schr. S. 280 ff.), heißt, das eigene Leben und die Menschengeschichte als ein zu einem gottgewollten Ziele vordringendes Ganze verstehen. Darum ist Anerkennung eines Zieles die Vorbedingung aller Frömmigkeit und die Vorbereitung auf sie. Ziele werden uns durch das gesteckt, was man Ideal nennt. Das Ideal erweist sich durch sein Dasein; es wird nicht gemacht, sondern geboren als die lichte Gabe einer im Dunkeln verborgenen Hand. Die Ideale der Einzelnen und der Völker sind verschieden. Neben dieser Verschiedenheit geht aber der Trieb des Einzelnen einher, sie durch eigenes Werden auszugleichen. In diesem Streben wurzelt die Religion, und es ist in ihm eingeschlossen, daß jene Verschiedenheit keine wesentliche, d. h. irgend einen der Strebenden von der Erreichung des gottgewollten Zieles ausschließende ist, und ferner das Bewußtsein, daß jeder Vorzug unserer Nebenmenschen eine Forderung an uns und eine Aufgabe für uns ist. Sein wollen, was die Besten neben uns sind, heißt dem Ideale nachgehen, und nur diejenigen Menschen, welche diesem nachgehen, gelangen auf ihrem Wege auch dahin, den Leiter aller zu einem Ziele vorwärts Wandelnden, Gott, irgendwie zu finden." Zu verschiedenen Zeiten und Orten sind der Menschheit, den Nationen und den Einzelnen verschiedene Aufgaben gestellt, und es kommen ihnen deshalb verschiedene Seiten des Ideals zum Bewußtsein: in Rom

andere als in Deutschland, für uns heute anders als zur Zeit Karls des Großen. Daraus folgt eine Vielheit der Religionen, „die erst im Verlauf der Geschichte zur Religionseinheit werden kann, indem die Menschen einsehen, daß neben der Art Leben, welche sie selbst haben, auch die vielen Arten Leben der Anderen berechtigt sind“ und von diesen, um ihrer angeborenen Eigenart willen, „erstrebt werden müssen.“ Auf dieser Anschauung beruht der wahre Monotheismus, denn nur der gemeinsame Vater aller Geister kann die Fülle der Ideale auf Ein Ziel hinlenken. Nur in dieser Anschauung ist Leben und Werden für die Völker und die Einzelnen, weil es für Alle ein Leben in Gott ist. Der jüdische Monotheismus ist davon das Gegentheil; drum hat er dem eigenen Volksthume die Erstarrung gebracht. Weil aber die Juden heute bei uns unter solchen Nichtjuden wohnen, welche den die Geister einigenden Mittelpunkt des Lebens aus dem Auge verloren haben, so legt dem formlos Zerfließenden das Erstarrte sein Gesetz auf.

In der Entwickelung des christlichen Kirchenthums hat die Verschiedenheit in der religiösen Anschauung der aufgenommenen Nationen eine große Rolle gespielt. Anders wirkten auf sie die überlieferten Institutionen Roms, anders die theosophischen Spekulationen des orientalischen Griechenthums, anders der zu Pharisäerthum und Fanatismus neigende Sinn des punisierten Afrika, wieder anders das Keltenthum, dessen Geist zwischen der Neigung zum Widerspruch und einer traumwandelnden Frömmigkeit getheilt ist. „Die Wirkungen der Nationalitäten waren keine heilsamen, obwohl sie auf Dogma, Ethos und Verfassung der Kirche soweit Einfluß gewonnen haben, daß die Kirche ohne sie jetzt ganz undenkbar ist.“ (Lag., D. Schr., S. 209.)

In Rom war die Kirche genöthigt, sich die dort noch lebendigen Traditionen und Handgriffe des politischen Regierens anzueignen; ihr Regiment war römisch. Aber die germanischen Völker traten in die Verbindung ein und gaben ihr die Innerlichkeit, ohne welche der Verfall des weiten geistlichen Reiches noch schneller eingetreten wäre, als er eingetreten ist. „Die deutschen Herzen haben, als sie der Kirche sich anschlossen, die sehr richtige Ahnung gehabt, daß gerade der ungemessenen Subjektivität, welche die Stärke, aber

auch die Schwäche der germanischen Naturanlage bildet, der Halt einer großartigen Institution Noth thue, welche das von ihr Aufgenommene schütze und erziehe: sie irrten, als sie vorfinden zu dürfen glaubten, was nur ihres eignen Strebens unbewußt gelungener Bau sein mußte. Die römische Kirche aber hat damals nicht begriffen, daß sie die alte, ihr angeborene Katholizität, welche nur die vom kaiserlichen Rom beherrschten Nationen umfaßte, zu einer die Erde umfassenden Katholizität erweitern müsse, wenn die unter des kaiserlichen Roms Szepter gebeugten Germanen in ihr sollten dauernd Platz finden." Das heißt: Rom hätte den Geist der Katholizität so fassen sollen, daß dieselbe durch Aufstellung der allen Christenvölkern gemeinsamen Ziele des geistigen Werdens die natürliche nationale Verschiedenheit „überherrschte", ohne sie aufzuheben. Rom hat aber, nach altrömischer Uebung, dieses gottgegebene Natürliche selbst aufheben wollen.

Im Mittelalter hat die römische Kurie, als die einzig fertige politische Macht, das Aufkommen der Nationalstaaten nach Kräften zu hindern gesucht; trotzdem haben dieselben bald auf eigenen Füßen gestanden (S. 62). „Von der Zeit an, in welcher ein europäisches Staatensystem sich bemerkbar machte, hat Rom die absolute Berechtigung der Nationalität geleugnet, und die Katholizität, die ursprünglich vielleicht ein Gegensatz gegen einzelnen Aposteln folgende Gemeinden, später ein Individuen wie Nationen überherrschendes, aber nicht aufhebendes Prinzip war, als das allein Wesentliche auf Erden gefaßt. Rom erklärte und erklärt, die Nationalität gehöre dem niederen Verlaufe der natürlichen Dinge an, und erklärt damit jedes Wort, welches Gott in der Geschichte (durch seine Kreaturen) spricht, für apokryph. Rom erklärte und erklärt die Nationalität für ein Massenprinzip, um mit dem Pöbel gegen die Intelligenz, mit der Demokratie gegen die Kronen operieren zu können. „So wurde der positive Begriff des Katholizismus zu einem negativen: die kirchliche Forderung der Unterordnung unter das Dogma wurde gegenüber den aufblühenden exakten Wissenschaften zur Forderung der Verläugnung der Wissenschaft und ihrer Konsequenzen; dem aufkommenden Begriffe der Entwickelung gegenüber wurde die Lehre von einer einmal

mitgetheilten dogmatischen Offenbarung zur Lehre von der Allgenügsamkeit dieser Offenbarung. Die Kirche hörte auf, eine werdende zu sein: sie erstarrte. „So wurde der Katholizismus zum Feinde der Nationen, der Gewissen, der Vermehrung des geistigen Besitzes. Der Träger dieses neuen Katholizismus ist der Jesuitenorden". Die Gewissensnöthe einiger germanischer Männer gegenüber den Mißbräuchen der römischen Kirche hatten den Protestantismus hervorgerufen. Dessen Forderungen trat Loyola entgegen, und der Einfluß seines Ordens zeigte sich bereits in der Fassung des Tridentinums als maßgebend. „Das Konzil von Trient gehört schon nicht mehr der altkatholischen, sondern der neukatholischen Entwickelung an: es ist nicht ein Abschluß, sondern ein Anfang" (S. 65); — es ist Beides.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Es ist nicht unmöglich, daß die Zukunft auch in diesen Dingen Thatsachen erlebt, die für unsere Zeitgenossen große Ueberraschungen wären. In den letzten Jahrzehnten ist in Folge der italienischen Ereignisse die Möglichkeit gewisser Wandlungen innerhalb der katholischen Kirchenleitung in's Auge gefaßt worden. Auch wenn sich Nationalkirchen bilden, wäre damit die Weiterexistenz eines durch die Jesuiten gehaltenen Papstthums keineswegs ausgeschlossen; vielmehr würde dasselbe gerade durch solche Kirchen zu einer Verjüngung aufgefordert und durch höhere Vergeistigung seiner Aufgabe eine neue und solide Basis gewinnen können. Diese Aufgabe bestünde darin, gegenüber den Nationalkirchen, als Individuen, das christlich Gemeinsame als ein immer noch Werdendes zu vertreten. Freilich sehr schwer, — aber von Kirchen gilt das Gesetz: je geistiger, desto langlebiger.

Was Lagarde über die Schwächen des Protestantismus sagt, ist richtig, wenn es auch nicht alle Seiten der Frage erschöpft. Von der andern Seite wird dagegen gesagt: „Die evangelische Kirche ist nicht gleichbedeutend mit dem „Protestantismus". Auf das „Evangelium" gegründet, will die neue Kirche eine positive Lebensgemeinschaft sein, die auf dem allerdings begrifflich gedachten, aber im Glauben durch eine „mystische Union" lebendig empfundene Persönlichkeit ihr Maß und Ziel findet. Die evangelische Kirche

will der sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung auferbauende Leib Christi sein, dessen genetisches Gesetz in seinen eigenen „heiligen Geiste" ruht." Zu dieser „evangelischen" Kirche, sagt man, führe der Protestantismus. Nun, daß wir wieder „evangelisch" im Sinne Christi werden sollen, — diese Forderung kann Keiner nachdrücklicher erheben, als wie es Lagarde gethan, und er leugnet nicht, daß der Protestantismus hierzu mitgeholfen hat. Der gesunde Geist, so wie ihn Gott geschaffen hat, verlangt durchaus volle Freiheit der Forschung. Wird sie ihm verwehrt oder behindert, so lebt er nicht im vollen Sinne; aber Forschen ist nicht volles Leben, und das Prinzip der freien Forschung kein Lebensprinzip, denn sie verhält sich dem Bestehenden und das Leben Ermöglichenden gegenüber zunächst auflösend. Die eigentliche Materie des Glaubens, da sie Ewiges betrifft, soll durch alle Wissenschaft unauflösbar sein, wie dies die katholische Kirche von ihrer Glaubensmaterie behauptet. Gleichwohl hat die durch den Protestantismus thatsächlich begünstigte freie Forschung auch für zahlreiche Katholiken einen nicht unbeträchtlichen Theil der katholischen Glaubenssätze aufgelöst, und das ist es in der Hauptsache, worauf der Protestantismus sich stützt, wenn es sich heute um die Frage seiner Berechtigung handelt.

Was der Protestantismus Alles mit der katholischen Kirche gemeinsam hat, das ist unter uns nicht nur protestantischer, sondern auch katholischer Seits von gar Vielen, vielleicht sogar von den Meisten ganz übersehen worden. Wer sich aber in den Geist der nichtchristlichen Religionsgemeinschaften hineingelebt hat, dem muß, was beide Konfessionen gemeinsam besitzen, weitaus überwiegend erscheinen. Er lernt das christliche Religionsgebiet als ein Ganzes betrachten, innerhalb dessen der Protestantismus neben dem Katholizismus lebt und, so wie er heute ist, nur in dieser Nebenstellung leben kann, d. h. daß, wenn die katholische Kirche heute von der Scene verschwinden könnte, auch der Protestantismus eine innere Umwandlung erleiden müßte, durch welche das ihm mit dem Katholizismus unbewußt Gemeinsame viel machtvoller zur Geltung käme, als wie er in seiner Protest-Stellung heute zugestehen will. Die Lebenslast, oder christlich ausgedrückt: das Kreuz, fiele dann ganz auf seine Schultern, während, vom Standpunkte der Gesammt-

menschheit aufgefaßt, den größeren Theil dieser Last heute die katholische Kirche trägt. So wäre z. B., was heute protestantischer Seits für die Armenpflege geschieht, so anerkennenswerth die Leistungen sind, schon für eine Nationalkirche nicht ausreichend, denn dann müßte zur Armuth im Großen, als einer von der menschlichen Gesellschaft untrennbaren Gesammterscheinung, Stellung genommen werden, wobei der geistliche Trost, da der Mensch ein denkendes Wesen ist, noch mehr in's Gewicht fällt als der leibliche. Da würde der Werth ordensähnlicher Verbindungen bald hervortreten. Auch sind ja protestantischer Seits solche Verbindungen für die Krankenpflege schon aufgenommen worden.

Ebenso ist es beispielsweise keinem Denkenden unbekannt, daß die deutschen Protestanten durch Vermittelung der großen Maler und selbst ihrer Nationaldichter, wie Goethe und Schiller, an der Madonnenverehrung in einem gewissen Sinne theilnehmen. Wie segensreich diese Verehrung im Mittelalter gewirkt hat und auch im heutigen Deutschland, um von Romanen, Slaven und Magyaren zu schweigen, noch fortwirkt, kann einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Der deutsche Ritterorden hat unter der Fahne der geheiligten Jungfrau gefochten. Das Weib ist kein Mann, wird auch in alle Ewigkeit keiner werden. Die Heiligen der Kirche waren Ergänzungen des christlichen Ideals. In Maria ist das Weib neben Jesus, den Mann, gestellt. Der Parallelismus ist instinktiv durchgeführt worden. Das Weib bedarf sowohl für sich des Vorbildes der Heiligung aus dem Gesetz des eigenen Geschlechtes heraus, wie der Mann des Glaubens an die Heiligkeit des Weibes nicht entbehren und der Mitarbeit an dessen Heiligung sich nicht entziehen kann. Unzweifelhaft hat die Kunst durch die Madonnendarstellung einen Typus des „Ewigweiblichen" gewonnen, dem gegenüber der Protestantismus sich bis auf diesen Tag nur als Schuldner verhält. Er vergißt aber die Schuld, welche ihm aus diesem Verhältnis zum Katholizismus erwächst, begründet vielmehr auf dasselbe neue Vorwürfe, indem er, das Typische und Symbolische übersehend, seine Anklagen gegen eine Veräußerlichung in den Formen richtet, welche für die menschliche Natur unentbehrlich ist. Eine Gottesmutter ist in den alten Nationalreligionen unseres Kultur-

kreises immer verehrt worden. Die Vergeistigung, welche diese Verehrung aber im Mariendienst erfahren hat, ist so groß, daß man neben ihm die alten Namen nicht nennen darf, ohne sich einer Blasphemie schuldig zu machen. Freilich hat dieser Dienst auch in unseren Tagen wieder zur Grotte von Lourdes und ihrem Wunderwasser geführt; aber es ist sicher, daß die katholischen Völker, darunter auch nahezu die Hälfte des deutschen Volkes, auch heute noch jener Verehrung nicht entbehren wollen. Da muß sich doch der Protestantismus zum mindesten seiner Ausnahmsstellung in der gesammten arischen Welt recht deutlich bewußt werden! Dazu gehört denn wohl auch die Erwägung, daß Judenthum und Islam durch starre Ausbildung des semitischen Monotheismus nicht wenig dazu gethan haben, um auf einem weit ausgedehnten Gebiete das Weib tief unter den Mann hinabzudrücken, dem sie nur Sklavin und Werkzeug der Wohllust ist. Denke man doch an die Stellung des Weibes bei unseren deutschen Vorfahren, und frage man sich, wie viel die heutige judaisierende Literatur dazu beigetragen hat, die orientalische Anschauung von der „Bestimmung" des Weibes unter uns zur Geltung zu bringen. Auch hier liegt eine Aufgabe für das heutige deutsche Volk, und eine schwierige Aufgabe, denn es ist gar schwer, Symbol und Wirklichkeit auseinander zu halten. „Den Menschen ist das Symbol, der Typus, auf ihren Weg mitgegeben worden, um von ihnen in Geschichte übertragen zu werden. Man erzählt als Geschichte die Idee, welche in dem Hörenden sich in Geschichte umsetzen soll: das Wort wird Fleisch" (Lag. Berl. Theol. S. 121). Die Kämpfe, die wegen des „dies ist" und „dies bedeutet" für den erst reifenden Geist entstehen, können ihm nicht erspart werden. Nur unter solchen Kämpfen reift er. Die heutige Entwürdigung des Weibes durch eine judaisierende Kunst sollte wohl vor Allen unseren Malern Stoff zum Nachdenken bieten.

Der Forschung ihre Freiheit zurückgegeben zu haben, ist ein unläugbares Verdienst der Reformation. Sie hat damit ein wissenschaftliches Prinzip aufgestellt und es zunächst auf die Bibel angewandt. Aber heute ist auch diese für die Wissenschaft und den Protestantismus nicht mehr das irrthumslose Wort Gottes. —

„Die Bibel ist für die Wissenschaft eine Sammlung von sehr verschiedenartigen Urkunden zur Geschichte des Reiches Gottes, und nur diese Geschichte des Reiches und das Reich selbst" — d. h. das Werden dieses Reichs und das Leben der Werdenden in ihm — „ist ihr von Erheblichkeit", der wissenschaftlichen Theologie nämlich, wie Lagarde sie ersehnt. Auch darf nicht vergessen werden, daß der protestantische Pietismus und Rationalismus" — so lange beide echt waren — „einer Empörung gegen den amtlichen Protestantismus seinen Ursprung verdankt" (Berl. Theol. S. 110).

Lagarde versteht, (s. D. Schr. S. 55. 161. 286—96) die Romana catholica ecclesia des Glaubensbekenntnisses als Romana, d. h. als (alt)römisch katholisch im engeren Sinne, während die unter dem Einflusse der Jesuiten durch das Tridentiner Concil begründete neue Kirche universal katholisch sein will, — und, da von Deutschland nur die Rheingegenden Rom wirklich unterworfen gewesen sind, in Deutschland eine römische Kirche für eine contradictio in adjecto zu halten ist. „Die Verbindung römischen und germanischen Wesens ist durch die humanistischen, politischen und die nur durch die Politik des Reichsadels wie der Reichsfürsten möglich gewordenen kirchlichen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts gelöst worden, und in Folge dieser Lösung hat Deutschland sich frei entwickeln können. Es hat sich aber nicht als Deutschland entwickelt, es hat also das innere Maß der Entwickelung nicht gehabt, und darum ist es in das Schrankenlose ausgewichen. Wer den Satz bestreitet, Deutschland müsse Römisch sein, darf nicht den, wie jener, falschen Satz dagegen setzen, Deutschland müsse humanistisch und kosmopolitisch sein" (Berl. Theol. S. 103). Das wäre auch eine contradictio in adjecto, bezeichnet aber den heutigen Zustand der Geister ganz treffend.

Zunächst handelt es sich aber, unter den heutigen Umständen, noch um die Feststellung des Begriffes Deutschland, und dabei ist die Frage der Konfession noch von größter Wichtigkeit. Lagarde erblickt in der Gründung Neudeutschlands, soweit sie bis jetzt sich entwickelt hat (ebenda S. 113): „ein Werk protestantischer Furcht vor dem katholischen Oesterreich. Sie hat bewirkt, daß die

in der Folgerichtigkeit der Geschichte liegende gleichzeitige Erweiterung Preußens zu Großpreußen und Oesterreichs zu dem von Großpreußen durch den Main und das Erzgebirge geschiedenen Großösterreich unmöglich, daß Oesterreich nicht das Kolonialland Deutschlands und als solches ein deutsches Land geworden ist." Bismarck habe Kleindeutschland mit Hilfe der Gothaer (Nationalliberalen) zurechtgemacht. „Diese Gothaer aber kannten keine andere Religiosität als die protestantische und wollten Kleindeutschland, weil sie einen Staat wollten, in welchem die Katholiken in der Minderheit wären. Die natürliche Folge war das Entstehen einer katholischen Partei (Centrum) innerhalb des neuen Reiches," — sehr natürlich, weil die Katholiken innerhalb desselben in großer Zahl vorhanden sind. „Dem Centrum hat man dann den Kulturkampf entgegengestellt, der zu den größten Fehlern des Reichskanzlers gehört und von den Nationalliberalen geschürt worden ist. Es ist nicht zweifelhaft, daß im norddeutschen Reiche alle diese, die Einheit der Nation fast unheilbar störenden Ereignisse nicht vorgekommen wären, wenn sich der Norden als Großpreußen entwickelt hätte. Auch in dem mit Südwestdeutschland vereinigten (Groß-) Oesterreich wären sie nicht vorgekommen. So wäre auch der Obrigkeit die traurige Nothwendigkeit erspart geblieben, in der bekannten Weise Gesetze zu widerrufen, welche sie selbst wenige Jahre zuvor gegeben hatte."

Durch die Austreibung der geistlichen Orden, sind die Gegensätze zwischen Nord und Süd noch verschärft worden. Wenn man schon den Staaten und Dynastien nicht verübeln kann, daß sie mit der Ewigkeit rechnen, dies vielmehr von ihnen als pflichtgemäß fordert, so wäre es kindisch, von der römisch-katholischen Kirche etwas Anderes vorauszusetzen. Auf beiden Seiten würden die Heißsporne einen Kampf auf Leben und Tod nicht scheuen. Es ist ein großes, wenn auch kaum zu Tage tretendes Verdienst der zur Zeit in Oesterreich und Bayern Regierenden, wenn sie hier dämpfen. Man erkennt dies namentlich aus der Sprache, welche die Organe der extremen Partei gegen diese Regierenden führen. Was Zuversicht gewährt, ist, daß das deutsche Volk in Nord und Süd von einer Wiederholung des dreißigjährigen Krieges Nichts wissen will. Die

durch diesen Krieg erkämpfte Parität der christlichen Konfessionen ist unantastbar. So denkt das Volk, und Gott Lob auch seine Fürsten. Daß es so bleibe, dafür hat auch die Schule zu sorgen. Die Einsicht in diese Sachlage gehört mit zur deutschen Heimathskunde. Für das heutige deutsche Volk liegt in der Parität Religion.

Nun ist es zwar gewiß, daß man die Religionsspaltung mit Lagarde als „etwas Aufzuhebendes" betrachten darf, und die Gläubigen auf beiden Seiten, soweit jede Partei für ihr Credo Allgemeingiltigkeit in Anspruch nimmt, müssen sie so betrachten, aber er hat offenbar auch mit der Behauptung Recht, daß diese Spaltung so rasch nicht aufzuheben sein werde. Von beiden Seiten können nur unschädliche Schwärmer oder schädliche Fanatiker daran denken, diese Spaltung rasch zu beseitigen. Deshalb habe ich, sagt Lagarde (Güßf. S. 7) „gegen eines der allerersten Stücke des preußischen Staats-Aberglaubens, das Unterrichtsmonopol, mich geäußert und verlangt, daß den selbstständig gewordenen Kirchen, natürlich im Rahmen des Staates, die Befugnis, konfessionelle Schulen zu halten, eingeräumt werde."

Die Frömmigkeit der Gemeinschaft ist an gemeinsame Formen gebunden. Alle Frömmigkeit gelangt aber erst in der Gemeinschaft zum höchsten Ausdruck. Leidet es doch keinen Zweifel, daß der Mensch das geselligste Wesen ist. Dem stärksten wie dem schwächsten Geiste ist ungetrübtes Glück beschieden, wenn sie bewußt der Gemeinschaft dienen, und die Glaubensgemeinschaft gibt diesem Glücke den geistigsten Gehalt. Wer kann aber Glaubensgemeinschaften schaffen, und wer darf deshalb die vorhandenen zerstören wollen? Bilden sie doch jene Formen, in welchen das Ideal unter uns Gestalt gewonnen hat, — lebensfähige Gestalt. Darum müssen sie geschützt werden. Für Keinen aber müssen die Formen der Frömmigkeit fester sein als für das Kind. Hier kann jede Unsicherheit verhängnisvoll, jedes schwankende Wort zum tödtlichen Gifte werden. Hier ist heiliges Gebiet, denn es steht das Heil der Seelen auf dem Spiele, und was im Beginne gefehlt worden, kann bei den Meisten nicht wieder gut gemacht werden. Auch hier gilt Christi Wort vom Aergernis der Kleinen (Matth. 18, 6). Darin liegt der Werth

der konfessionellen Schule. Die Sache kann nicht ernst genug genommen werden. Treffend macht Lagarde darauf aufmerksam, welcher Widerspruch darin liege, wenn der Staat Millionen seiner Unterthanen gestattet, einer Religionsgemeinschaft anzugehören, und ihnen zugleich das Recht abspricht, ihre Kinder nach den Grundsätzen ihres Glaubens erziehen zu lassen, an welche für sie ihr und der Ihrigen Heil gebunden ist. Die bloße Ankündigung neuer Schulgesetze, wie sie vor Kurzem in Berlin vernommen wurde, hat katholischer Seits schon die Drohung hervorgerufen, daß man bereit sei, einen viel erbitterteren Kulturkampf aufzunehmen, als der alte war, den der Staat doch verloren hat. Lagarde sagt (D. Schr. II, S. 46): „Der Staat lehrt und befördert die konfessionelle Religion nicht; da er aber einsieht, daß Religion zur Zeit nur in der Form des (konfessionellen) Bekenntnisses vorhanden ist, und er der Konfession nicht entrathen kann, thut er Alles, um die Einwirkung der konfessionellen Religion auf die zwei wichtigsten Menschenklassen (Regierende und Regierte) in thunlichst reiner Gestalt zu ermöglichen, behält er sich vor (gemeinschädliche oder staatsgefährliche) Auswüchse ihrer Aeußerungen zu hindern.... Es wird also unter den höheren Schulen des Staates, je nach der Zahl der zu erwartenden Schüler, so und so viel der katholischen, und so und so viel den (vier) verschiedenen Formen der (christlich) nichtkatholischen Religion gewidmete geben. Eine jüdische Staatsschule ist von vorne herein unmöglich, da, wer Beschneidung, Speisegesetze, jüdischen Monotheismus und Aehnliches als eine Forderung der Religion ansieht, nach Palästina, aber nicht in den Deutschen Staat gehört, mithin für ihn nicht zu sorgen ist. Das schlechthin Reaktionäre, das zum Theile bis in die Tage der Hykſos zurückgreift, können wir in Deutschland nicht brauchen, höchstens ignorieren.“ Die Juden verlangen, daß die Deutschen sich konfessionslose Schulen geben, damit sie selber in diesen der Wohlthat besseren Unterrichts theilhaftig werden können, und damit unter den Christen der konfessionelle Zusammenhalt, welcher die stärkste Schutzwaffe gegen ihr eignes Treiben bildet, gelockert werde, während die gesammte Judenschaft auf der ganzen Erde ein Geschrei erheben würde, als ob sie an Einem Spieße steckte, wenn sich der Staat beikommen ließe, die

von ihnen so warm befürwortete Konfessionslosigkeit der christlichen Schulen auch auf ihre Talmud-Thora-Schulen auszudehnen, in welchen der orthodoxen Jugend der Geist ausschließlichster Religionsanschauung beigebracht wird, und für die sie vom christlichen Staate auch noch Subvention verlangen und erhalten. In katholischen Ländern, namentlich in Oesterreich, halten die Protestanten an ihrer überkommenen konfessionellen Schule fest und würden einen Kampf um dieselbe nicht scheuen.

Es soll hier auch darauf hingedeutet werden, daß die heute nach allen Seiten hin unhaltbar gewordene Stellung des Volksschullehrers nur durch den persönlich freiwilligen Anschluß desselben an die konfessionelle Schule wieder ein menschlicher Weise haltbarer werden kann. Der auch in diesem so überaus wichtigen Stande eingerissene Wahn, er müsse der Denkfreiheit und Wissenschaft in abstracto dienen, hat bereits in so vielen Köpfen einen blinden Hochmuth erzeugt, der sie zu irgend welcher ersprießlichen Leistung unfähig macht. Aber jede freie Unterordnung setzt die Liebe voraus, und Liebe kann nicht allein von den sich Unterordnenden verlangt werden; sie muß von Oben entgegenkommen. Die alten Ordensschulen nicht nur, sondern auch die besten staatlichen Gelehrtenschulen bis in die neueste Zeit herab, haben Verbrüderungen dargestellt: je kleiner der konfessionelle Kreis ist, welchem eine Schule dient, um so leichter kann sie diesen Charakter wieder gewinnen; im Gebiete der Universalkirche vermag die in der einzelnen Persönlichkeit wirksame Liebe zum Mittelpunkte ähnlicher neuen Verbindungen zu werden, und der Wetteifer mit den kleineren Kirchen fordert dazu auf. Im preußischen Landtag ist vor Kurzem von den Oppositionsbänken das Wort gefallen: „Der Lehrer muß ein Priester sein." Ganz richtig. Nun sind aber schon kirchlichbestellte Priester da. Es fragt sich also, ob der lehrende Priester und der priesterliche Lehrer mit einander Hand in Hand gehen, oder einander entgegenwirken sollen. Das Heil der Jugend verlangt durchaus das Erstere. Die bestellten Priester können aber nur konfessionelle Priester sein; einträchtig mit ihnen können also nur konfessionelle Lehrer wirken. Wie die Sachen heute stehen, — woran ja Keinem der Lebenden die Schuld beizumessen ist, — glaubt aber der Lehrer-

stand, soweit er nicht konfessionell gesinnt ist, dem Priester geradezu entgegenwirken zu müssen, weil er überzeugt ist, ein höheres Gesetz zu vertreten, und sich den Beruf beilegt, dies Gesetz zur Geltung zu bringen. Dies Gesetz aber, seine Giltigkeit vorausgesetzt, hat noch keine Formen, und die Religionsgeschichte lehrt, daß die Mittel, deren man sich heute bedienen will, um diese Formen zu schaffen, durchaus unzulänglich, die betreffenden Ueberzeugungen von dem diesbezüglichen Werth und Vermögen der Einzelperson oder des Staates nur Selbsttäuschung sind. Feste Formen sind aber für die Erziehung der Jugend unerläßlich. Und dabei steht die Nation vor inneren und äußeren Krisen, die gefahrvoller kaum gedacht werden können. Denke Einer im Angesichte dieser Gefahren alle Möglichkeiten durch, und er wird finden, daß jede andere als die konfessionelle Volksschule, selbstverständlich unter der Aufsicht des Staates, selbst neue Gefahren in sich schließt, diese Eine allein die Gefahr vermindert und die ethische Kraft des Ganzen erhöht.

Lagarde verlangt demnach, daß der Staat den anerkannten Kirchengemeinschaften auch in der Erziehungsfrage volle Freiheit gewähre. „Wir müssen die vorhandenen Ideale (tales quales) auf eigene Füße stellen." Was die verschiedenen Bekenntnisse betrifft, so soll der Staat an alle Männer die Frage richten, zu welchem besonderen Jeder sich mit seinem Hause bekenne. Die weitere Entwicklung solle ihnen selber überlassen werden. „Diejenige Gruppe wird siegen, welche der Nation am Selbstlosesten dient." Der Staat, d. i. das verbündete Deutschland und Oesterreich, hat dabei zwei Interessen: „Er zwingt die vier Kirchen, ihren äußerlichen Mittelpunkt und ihre Seminare an die Grenzen des Reiches, dahin zu legen, wo das Deutschthum einen Halt braucht." Lagarde schlägt hierzu vor: Hermannstadt, Posen, Olmütz, Saarbrücken. „Aber Grenzen hat keine der vier Kirchen, (d. i. der protestantischen Bekenntnisse) innerhalb Deutschland-Oesterreichs. Deutschland und Oesterreich sollen dadurch, daß die nichtkatholischen Kirchen deutscher Zunge Grenzen zwischen Deutschland und Oesterreich nicht kennen, geistig geeint werden. Religionsverein, wie einst Zollverein, — in Hoffnung auf die Zukunft." Da ist wohl dem Prinzip der Parität und dem Geist der Liebe eine große Rolle zugedacht.

Der Glaube aber ist eifrig und ill eingreifen und übergreifen, und eine Kirche, die nicht mehr um sich greifen will, wäre dem Tode verfallen. Auch kann nach der heutigen Anschauung vom Rechte der freien Mittheilung der Staat eine maßvolle Anwendung desselben nicht behindern. Dem freiwilligen Martyrium gegenüber ist er ganz ohnmächtig. Es kommt hier nur darauf an, in welcher Gemeinschaft der Geist der Liebe und Selbstaufopferung mächtiger ist. Wenn die Gesellschaft heutzutage nicht geneigt ist, an diesen Geist zu glauben, so muß das als Anzeichen gefaßt werden, daß er demnächst wieder stärker hervortreten wird. Der preußische Kulturkampf hat hier einige Lehren gegeben. Zwar standen die Todten nicht auf, sagt Lagarde (Berl. Theol. S. 122), „aber die Märtyrer alter Frömmigkeit bekamen Brüder, allerdings schwächliche Brüder, wie greise Aeltern sie zeugen können."

Es fragt sich nun, ob eine genügende Anzahl Solcher vorhanden ist, für die, unter freudiger Anerkennung des ernsten Strebens nach Wahrhaftigkeit bei den christlichen Kirchengemeinschaften, die Aufrechterhaltung der heutigen Parität Religion ist, die also auch bereit sind, für diese Parität mit ihrer Person einzustehen. Von den Herzen dieser Personen kann man dann sagen: et heic dii sunt. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß solche Männer am geschicktesten sind, um an der Erziehung Jener mitzuwirken, die sich dereinst im paritätischen Staate am Regieren im engeren Sinne betheiligen sollen, und es ist auch nicht zweifelhaft, daß heute schon eine große Zahl von Lehrern der Mittel- und Hochschulen, vielleicht schon die Mehrzahl derselben, in diesem Sinne wirken. Hauptsache scheint aber jene Selbstbescheidung, welche für die eigene Anschauung den Anspruch auf Gemeingiltigkeit für Alle nicht macht und den Schwerpunkt des Lebens in die Liebe und die That verlegt. Hierdurch erhält sich der Einzelne, als ein Strebender, und die Gesammtheit der Einzelnen, das Volksganze, als Werdendes, im Fluß, und hier liegt die Bedingung alles Lebens, das kein Ableben ist.

Abschließend sagt von sich selbst Lagarde (D. Schr. S. 513 f.): „Ich persönlich stehe auf der Seite eines polyphonen Chors von Völkern gegen das Unisono der Katholizität; ich weiß aber nicht, wie jene Katholizität wirksam abgelehnt werden soll, wenn wir

selbst immer von Humanität überfließen (die ja auch im allerweitesten Sinne katholisiert d. i. universalisiert). Jede mannhafte, wenn dabei evangelisch gesinnte (an das Sakrament der Gotteskindschaft glaubende) Persönlichkeit, jede nur ihrer eigenen Art, aber als einer gottgewollten (wiedergeborenen) lebende Nationalität beschränkt den Katholizismus, und darum muß ich die Forderung stellen, daß allgemeine Bildung der besondren, Humanität der Individualität weiche."

Lagarde führt aus: die Geschichte zeigt, daß die Kirche die Gemüther nur so lange befriedigt hat, als an ihr gebaut wurde. Als sie fertig war, verließ man sie. Der Geist ist ein stets Werdendes; das Werdefaule stößt er ab. Auch wir, die Lebenden, können die Befriedigung nur im Bauen finden, wie unsere Altvorderen, und wir müssen sie da finden, „da die Jahrhunderte vor uns gezeigt haben, daß Menschen niemals mehr thun können als anfangen oder fortfahren, und wenn sie an das Vollenden gelangt sind, des Vollendeten müde, doch wieder von vorne anheben." In der Geschichte gibt es keinen Rückschritt, keine bloße Herstellung eines Gewesenen. Esdras versuchte das alte Israel wieder herzustellen, aber sein Werk kam bald genug beim Talmud an. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts wollte das Urchristenthum wieder gewinnen, aber die durch sie angeregte Gelehrtenarbeit hat „nicht das Evangelium unter dem Schutte hervor gegraben, sondern die Kultur als das Weltbeglückende gefunden, d. h. die Inventarisierung und Bereitstellung der Resultate aller Jahrhunderte für Die, welche diese Resultate nicht erworben haben, und welche sie zu erwerben unfähig und unlustig wären."

Es ist deutlich genug hervorgetreten, daß Lagarde die durch den Protestantismus geleistete Arbeit nicht für ersprießlich hält. „Auch der Versuch, auf ein Altes zurückzukommen, ist ein Fortschreiten und lebt sich in den Formen und Gesetzen der Entwicklung dar." Aber „wenn der Protestantismus bei seinen Versuchen von der im sechzehnten Jahrhundert noch verhältnismäßig frischen Naturkraft der germanischen Nationen getragen wurde, so beweisen die durch diese Naturkraft erzielten Resultate Nichts für ihn, sondern für jene." „Der Weg ist klar vorgezeichnet. Der Jesuitismus muß

die Kirche, deren Firma er führt, und die an der germanischen Nationalität zu Grunde gegangen ist, aus einer römisch-katholischen zu einer universal-katholischen machen wollen: ich glaube, daß er diese Aufgabe jetzt völlig begriffen hat und an ihrer Ausführung arbeitet. Die germanischen Völker hingegen haben die Religion mit ihrer Nationalität in Beziehung zu setzen; denn der Protestantismus hat, was er erreicht, nur durch die germanische Naturanlage der ihm Zugefallenen erreicht, und die Stellung gegen Rom ist die natürliche, wenn nicht Christen, sondern Germanen kämpfen wollen. Weltreligion im Singulare und nationale Religionen im Plurale, das sind die Programmworte der beiden Gegner." Ausgesprochene Nationalkirchen schließen ja den Anspruch auf Universalität von vorn herein aus. Gerade dadurch würde die Universalkirche gezwungen, zu einer rein geistigen Instanz zu werden.

Im Allgemeinen läßt sich der Stand der Religions- und Kirchenfrage dahin bezeichnen: die alte, uns durch Vermittelung der das Heil monopolisierenden Juden aus dem arisch-semitischen Alterthume Vorderasiens überkommene, insbesondere durch die katholische Kirche weiter überlieferte Heilssprache, welche durch den Protestantismus theilweise eine Rückbildung in jüdischem Sinne erfahren hat, wird heute nicht mehr verstanden, was daraus ersichtlich ist, daß sich die „werdenden" Geister und die Wissenschaft von der Kirche und den Kirchen abgewendet haben, so daß es den Schein gewinnt, als habe das sittliche Heilsgesetz für die jetzige Menschheit seine Geltung verloren. Das widerspricht aber dem Wesen des Gesetzes als eines Ewigen (ewig bedeutet gesetzlich). Diesen Widerspruch als einen nur zeitlich scheinbaren zu erweisen, nämlich dadurch, daß das ewige Heilsgesetz in die der Gegenwart verständliche Sprache gekleidet wird, ist heute die Aufgabe der Kirchen, und zwar unter Mitarbeit der Schulen. Nur die Aufgabe erhält lebendig.

2. Der Staat.

Im alten Rom, ursprünglich einer kleinen Stadtgemeinde, war der Staat eine sich selbst regierende Civitas mit zwei Ständen, — unten Sklaven; der Gott war ein Gemeindegott, später Staatsgott, der die übrige Welt zu unterwerfen hatte. Im heiligen römischen Reich deutscher Nation war der Staat eine res publica, welche zahlreiche civitates mit reicher ständischer Gliederung deckte, oben der Kriegsadel mit den Stammfürsten, an der Spitze der Kaiser. Gott war der die ganze Menschheit mit gleicher Liebe umfassende, der in seinem Sohne das Vorbild der Vereinigung von Gott und Mensch auf die Erde gesandt hatte, um unschuldig zu leiden und zu sterben, damit dem Leiden und Sterben der sündigen Menschen der Stachel genommen sei. Um diesen Glauben in die Herzen zu pflanzen, sind von Chlodwig und Karl dem Großen an, die mit dem Schwerte unsere heidnischen Vorfahren „zu Kreuze" trieben, Ströme von Blut vergossen worden; aber er hat Wurzel gefaßt in den Herzen, hat sie umgewandelt, die Sklaverei und Leibeigenschaft überwunden und den Zwang der Gesellschaftsgliederung durch Liebe in Freiheit verwandelt. Indem das Reich sich ein heiliges nannte, sprach es aus, daß ihm, als einer weltlichen Macht, eine nahe Beziehung auf die Herbeiführung des Heils unter allen Menschen auf der Erde innewohne. Die, welche nach semitischer Weise das Heil für sich allein in Anspruch nehmen und aus dessen Besitz den Beruf zur Knechtung aller Andern herleiten, waren ausgeschlossen: der waffenmächtige Islam wurde mit dem Schwerte bekämpft, das die Waffen nicht führende Judenthum unter bürgerlicher Einschränkung geduldet. Dieser Zustand hat bis zum Jahre 1848 angedauert, wo die Juden als gleichberechtigt aufgenommen wurden. Der im Zerfall begriffene Islam tritt eben mit uns in nähere Berührung.

Heute ist der Staat kein Civitas mehr, sondern ein Status oder Stab von Beamten, bestehend aus Manipulanten, Referenten, Dezernenten, Judizierenden und Exekutierenden; daneben die Parlamente; über dem Ganzen eine in ihren Machtbefugnissen stark reduzierte Krone. „Als der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm

der Erste die Macht der Stände, d. h. der Junker, brachen, haben sie ihren Nachfolgern nicht die Befugnis zu geben gemeint, die Personen, welche sie an die Stelle der Stände zur Verwaltung des gemeinen Wesens verordneten, die Beamten, über sich selbst und über ihre Nachfolger zu setzen. Der Staat (was man heute so nennt) ist nur da, um Geschäfte zu erledigen, welche ihrer Natur nach von Einzelnen nicht erledigt werden können, aber er ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke." (Lag., Berl. Theol. S. 124.)

Eine Beziehung auf das Heil, insbesondere auf das Heil in Christus, wohnt dem Staate nicht mehr inne. Während dieselbe noch im vorigen Jahrhundert in jedem wichtigeren Schriftstück, das vom Kaiser oder den Fürsten, von Ständen, Gemeinden oder Gilden ausgieng, deutlich ausgesprochen wurde, ist sie in diesem Säkulum aus der Mode gekommen, und die Zumuthung an den Staat, sie wieder zurückzuführen, würde von den gebildeten Christen mit kalter Befremdung oder dem Lächeln der Ueberlegenheit abgelehnt, von den Juden der ganzen Welt aber mit einem Wehgeschrei über Inhumanität und Glaubensfanatismus empfangen werden. — Der Staat ist konfessionslos; Gott ist Keiner, oder jeder beliebige. Als der mächtigste unter diesen beliebigen hat sich in manchen Territorien alsbald der Judengott erwiesen, eben jener, den das Christenthum antiquiert zu haben glaubte, welche Ansicht seinerzeit auch der Philosoph Kant ausgesprochen hat.

Von dem oben genannten Beamten-Status haben insbesondere die Referenten und Dezernenten Einfluß auf die Ideenbewegung, in geringerem Maße die Judizierenden. Es kann von ihnen im Allgemeinen nur erwartet werden, daß sie nach der konfessionslosen Schablone handeln, an welche die heutige Generation sich schon gewöhnt hat, und daß sie, nach dem Trägheitsprinzip, überhaupt jeder Veränderung abhold sind. In Deutschland ist dieser Beamtenstatus zwar, den Verhältnissen entsprechend, konfessionslos, aber er hat sich bis jetzt, wenige Ausnahmen abgerechnet, vom Judenthum fern zu halten gewußt, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß er sich gegen die Einflüsse desselben nicht so hermetisch abgeschlossen hat, wie es geboten wäre. Dagegen ist die Zersetzung in Oesterreich-

Ungarn durch das jüdische Kapital (Staatsschulden) schon bis in's Mark gedrungen. Polen ist der Herrschaft des Judenthums bereits gänzlich, Ungarn nahezu ganz verfallen, Wien eben in einem verzweifelten Kampfe gegen dieselbe begriffen. Die Juden sind aber nach ihrer national-religiösen Ausschließlichkeit am allerweitesten von der Konfessionslosigkeit entfernt, haben vielmehr die ausschließliche Verleiblichung der Heilsidee in ihrem eigenen Volkskörper am längsten gepflegt und auf's Strengste durchgeführt, und so wird innerhalb der von ihnen beherrschten Kreise der maßgebende Geist in dem Maße judaisiert, daß statt des Grundsatzes der Konfessionslosigkeit, nach welchem die Konfession der Staatsbürger irgend welchen Einfluß auf deren Rechte nicht üben soll, die Grundsätze der jüdischen Religion sich maßgebend erweisen, ut figura docet.

Eigentlich christlich innerhalb des heutigen Staates sind nur mehr Einzelne und gewisse Gesellschaftsgruppen, wie z. B. der konservative Adel. Da dieser Zustand nur durch einen Staatsstreich von oben oder durch eine Revolution von unten geändert werden könnte, beide Heilmittel aber gefürchtet werden, so bleibt nichts Anderes übrig, als dem Staat, d. h. dem Beamten-Status, nur das sogenannte „Technische" zu überlassen, wonach der Staat, wie Lagarde sagt, nur diejenigen nothwendigen Arbeiten zu verrichten hätte, welche der Einzelne als solcher nicht verrichten kann. Hierbei würde die vom Staate ausgehende Beeinflussung der Ideenbewegung ganz entfallen, und diese wieder Jenen zufallen, denen sie natürlicher Weise allein gehört, den Einzelnen und den Korporationen, welchen der Staat also in dieser Beziehung die vollste Freiheit gewähren müßte. Könnten sich die Einzelnen daran gewöhnen, sich in der Ideenbewegung vom Staate ganz und gar unabhängig zu fühlen, so läge darin ohne Zweifel eine ungemeine Erhöhung des Werthes der Einzelperson und damit auch die entsprechende Erhöhung der Stärke des Gesammtstaates. In Nordamerika ist das thatsächlich so. Die Korporationen würden wieder zu lebensvollen Körperschaften, d. h. zu lebendigen Gliedern eines den Anforderungen und Aufgaben des Lebens gewachsenen Ganzen, weil jedes Glied und jede Korporation auch für sich allein zu leben verstehen müßte. Nun ist die Schule diejenige Anstalt, welche der

heranwachsenden Jugend ihren Ideengehalt beizubringen hat, und wenn der Staat, als ein bloßes Technikum, mit den Ideen Nichts mehr zu thun hätte, so würde deren Pflege an Einzelne und an Korporationen zu überlassen sein, d. h. an Private, an kirchliche, politische und gewerbliche Genossenschaften. So bringt die Krankheit auch schon das Heilmittel mit sich und erweist sich als eine vorübergehende Krise. Ist der Staat zum bloßen Technikum geworden, so braucht er das eigentlich Lebendige, es aus seiner Zwangszange freigebend, nur wieder sich selbst zu überlassen: was auf den Kopf gestellt war, steht wieder auf eigenen Füßen, und das alte Leben ist bald wieder da. Der Staat hat nur dafür zu sorgen, daß in genügender Zahl vorhanden sind: 1) Volksschulen, in welchen Lesen, Schreiben, Rechnen und Vaterlandskunde Allen beigebracht wird; 2) Gymnasien, in denen die Regierenden gebildet werden; 3) Musterfachschulen; 4) Hochschulen mit Seminarien; 5) Akademien. Im Uebrigen hat er für Bildung, Wissenschaft und Kunst nicht zu sorgen.

Lagarde sagt (Güßf. S. 32): „Möge der Staat für die Ausbildung seiner Zivilbeamten (der im engeren Sinne Regierenden) Anstalten einrichten, die so praktisch und phrasenlos ihrem Zwecke dienen, wie die Kadettenhäuser dem ihrigen, und möge er (übrigens) unsere „Bildung“ auf sich beruhen lassen. Auch die wichtigste Berechtigung, die nämlich, nur Ein Jahr zu dienen, kann er abschaffen, wenn er den Hauptleuten, Majoren und Obersten in geeigneter Weise anheimgibt, genügend ausgebildete Soldaten zu beurlauben. Bei dem von mir vorgeschlagenen Verfahren bestimmt die Praxis, wie gebildet wird: der Kavallerist lernt reiten, der Artillerist zielen, der Baumeister bauen u. s. w., und aller Streit der Theorien, wie alle die geradezu ekelhafte Prahlerei mit „Bildung“ (allgemeine, harmonische, humane Bildung) fällt fort. Wer mehr wünscht, besorgt es sich selbst, auf Fachschulen oder auf den nach meinem Plane organisierten Gymnasien. Das Leben wächst nur in der Diaspora und unter einem Drucke,“ — d. h. nur in der durch persönliche Begabung, Wünsche, Bedürfnisse bewirkten Vertheilung der Individuen und unter dem durch die Lebensnoth, theilweise unter Vermittelung des Staates bewirkten Zwange.

Um das eigentliche Schaffen in Wissenschaft und Kunst hat sich der Staat nicht zu kümmern. Diese Dinge sind seiner Reglementierung Gott Lob entzogen. Hier tritt der angeborene Genius in Wirksamkeit. Der Staat hat diesem gegenüber nur dafür zu sorgen, daß derselbe die Schulungsmittel vorfinde, die es ihm ersparen, eine Arbeit nochmals zu thun, die bereits von Anderen vor ihm gethan wurde. Hierfür ist aber heute mehr als genügend gesorgt. Sache des Staates ist die Neugestaltung des Unterrichtswesens, „weil Derartiges nur die Macht in's Werk setzen kann." (Lag., D. Schr. S. 514.)

Von überaus großer Wichtigkeit für die Gestaltung des Schulwesens ist unter den heutigen Umständen leider auch die Beamtenfrage, d. h. die Frage: Leute welchen Standes, welcher Vorbildung und wie viele derselben an den Staatskrippen gespeist werden können. Hier darf man mit Sicherheit sagen, daß sich eine viel zu große Anzahl junger Leute durch die Aussicht, dieser „Wohlthat" theilhaftig zu werden, in der Wahl ihres Berufes und Studienganges bestimmen lassen.

Vor allen Dingen ist unseres Bedünkens hierbei auch in's Auge zu fassen, daß für Staatsanstellung und Vorrücken im Dienste (Avancement) der Begriff einer „Gerechtigkeit", wie sie für die eigentlichen Rechtstribunale maßgebend sein soll, nicht anwendbar ist, und daß dies schon von der Jugend eingesehen werden sollte, jedenfalls aber von Aeltern und Vormündern.

Jedermann weiß, daß unsere Staaten durch das Schwert gegründet worden sind, und daß deshalb nach dem Könige die erste Rolle im Staatswesen dem Kriegsadel zugefallen ist. Zwar haben sich die Fürsten später durch Schaffung eines besonderen Dienstadels ein Gegengewicht gegen den alten Kriegsadel geschaffen, aber, wie die Dinge noch heute stehen, ist es doch Ein durch gewisse gleichmäßige Lebensformen zusammengehaltener und, unter Wahrung größerer Vorrechte für den alten Hochadel, hierarchisch gegliederter Adelskörper, welchem bei Besetzung der Staatsämter die entscheidende Stimme zufällt, und zwar naturgemäß in der Armee noch in viel höherem Grade als im Zivildienst. Es waltet hier allerdings ein nicht geringer Unterschied ob zwischen den jüngeren und aufstrebenden

oder fortschrittlichen — und den älteren, mehr konservativen Staaten, wie z. B. zwischen Preußen und Oesterreich. Der jugendlich emporstrebende Staat hat immer feste nähere Ziele im Auge und muß wenigstens einen großen Theil seiner Beamten einzig nach deren Fähigkeit wählen, ihm in Erreichung dieser Ziele zu dienen, die unter Umständen, wie z. B. unter dem großen Kurfürsten, auch gradlinig auf rasche Einschränkung der Adelsmacht selber gehen können. In konservativen Großstaaten ist dies weniger der Fall, da diesen, bei fast lediglich defensiver Haltung, solche nähere Ziele nicht vorschweben, und hier selbst die Strenge der Rechtspflege und Verwaltung kräftige Eingriffe von Seiten des Hochadels ertragen muß, falls nicht ein selteneres Herrschertalent den Thron ziert. Nach dem bekannten Ausspruche des ersten Napoleon, hat seiner Zeit in Oesterreich weniger die Dynastie mit der landesfürstlichen Beamtenschaft regiert, als vielmehr einige sechzig große Adelsfamilien mit Anhang und Klientel. Seit 1848 ist dies freilich anders geworden. Der Großadel hat sich zum Theile vom Heeres- und Staatsdienste grollend zurückgezogen, der früher vom Großadel ganz abhängige Kleinadel ist zumeist unter die Fahne des Liberalismus getreten, ohne aber dadurch an Lebensfähigkeit zu gewinnen. Vielmehr ist er unter dem Walten Israels der Verarmung näher gerückt und heute in höherem Maße auf den Staatsdienst angewiesen als früher. Vor einigen Jahren fand in einer Landeshauptstadt Deutsch-Oesterreichs ein Banket statt, und als bürgerlicher Seits von einem Tischredner auf die wieder zunehmende Begünstigung des Adels im Staatsdienste hingewiesen wurde, bestritt der Stellvertreter des Statthalters nicht die Thatsache, sondern begründete ihre Zweckmäßigkeit durch die Behauptung, daß die konservativen Anschauungen des Adels und sein altererbter Takt ihn zur Behandlung öffentlicher Angelegenheiten mehr befähige, als der meist allzu rasch vorstrebende Nichtadel für sich beanspruchen könne. Und darin liegt gewiß ein Stück Wahrheit. Nun darf freilich der Staat von sich nicht sagen, daß er in Behandlung seiner Beamten nicht gerecht sein wolle, aber der Begriff Gerechtigkeit im herkömmlichen Sinne ist hier eben nicht anwendbar: Jene, welche in diesen Dingen zu entscheiden haben, bilden kein Rechtstribunal, das nach einem klar formulierten Gesetz-

buche Urtheil spricht, sondern man handelt hier nach Traditionen. Hat man hiervon in den Schichten der Regierten eine deutliche Vorstellung, so ist das für beide Theile viel besser, als wenn man sich unten dem Glauben an die Fiktion hingibt, der Staat könne hier vollkommen gerecht sein, und wenn man von oben diesen Glauben nährt. Gerade dieser Zustand ist wohl der denkbar schlimmste. Das Herandrängen der studierenden Jugend an die Staatskrippen ist schon viel zu zahlreich geworden, als daß das sprichwörtlich gewordene „Beamtenelend" nicht als ganz unvermeidliche Folge erscheinen müßte. Und was kann das für die Staatsmaschine anders zur Folge haben als innere Lähmung? Bedenke man, daß gerade jene beiden Staaten auf der Erde die höchsten Leistungen Einzelner und die größten Gesammtleistungen aufzuweisen haben, in welchen die Volksjugend im Großen am allerwenigsten vom Staatsdienste zu erwarten hat, nämlich in England, wo Alles von Korporationen, und in Nordamerika, wo Alles von politischen Parteien, Cliquen und Ringen abhängt, und deshalb kein Mensch daran denkt, vom Staate jene „Gerechtigkeit" zu erwarten. Hierdurch gerade wird jener männliche Stolz auf Eigenständigkeit und jener kühne Unternehmungsgeist geweckt, welcher die englische und amerikanische Jugend auszeichnet, und diese Eigenschaften müssen auch in der deutschen Jugend geweckt werden, ohne daß sie an Liebe zur Heimath ein Quentchen verlöre, damit der Staat sein Budget entlasten könne. Das beste Mittel hierzu sind Kolonien, die den Zusammenhang mit dem Mutterlande noch nicht verleugnen können. Wie karg ist Schottland von der Natur ausgestattet, aber welch kühnen Menschenschlag hat die Armuth dort gezeitigt! Jene greise Schottin, die, um ihre zahlreichen, sämmtlich glücklich „placirten" Söhne und Töchter zu besuchen, eine Rundreise um die Welt über Newyork, Kalifornien, Neuseeland, Indien, Aegypten und den Kontinent gemacht und an frischem Lebensmuth Nichts verloren hatte, ist ein Prototyp für das eben Gesagte. Möge solcher Sinn auch die Herzen deutscher Mütter erfüllen! Auch die heutigen Schotten stammen von germanischen Müttern ab. Wo die wünschenswerthen Kolonien liegen sollen, darüber lese man Lagarde's „Deutsche Schriften" nach.

3. Die Wissenschaft.

Vom Verhalten der heutigen Wissenschaft zum Glauben war schon im Kapitel von der Kirche die Rede. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß die herrschende Vorstellung von einer Wissenschaft an sich nur von dem formalen Wissen gelten kann, für alles nichtformale Wissen aber der Charakter einer lediglich arischen Wissenschaft in Anspruch zu nehmen ist, wobei zu beachten bleibt, daß auch in Ausbildung der rein formalen Wissenschaft die Hauptarbeit von Ariern gethan wurde. Diese Auffassung kommt der Heimathskunde, als unserem Schulungsprinzipe, zu Gute.

„Der Barbar sammelt sich einen ungeordneten Haufen von Geheimlehren und empirischen Wahrnehmungen und bewahrt sie auf, um sie gelegentlich für die Zwecke des praktischen Lebens zu benutzen. Wirkliche Wissenschaft gedeiht nur bei den Nationen, welche erkannt haben, daß formloses Wissen gar kein Wissen ist. Darum geht auch der Jugendunterricht bei allen Kulturvölkern zunächst auf eine vorbereitende, formale Bildung aus; er will die Jugend nicht zum Wissen erziehen, sondern zum Können, nicht eine Summe halbverstandener Kenntnisse ihr mechanisch beibringen, sondern ihren Willen kräftigen, ihre Denkkraft schulen und sie also in den Stand setzen, sich späterhin ein geformtes, innerlich zusammenhängendes Wissen anzueignen." (v. Treitschke, Zukunft des deutschen Gymnasiums, S. 21 f.) Unter Können ist hier das Vermögen verstanden, sich selbst und das Volksganze nach den Forderungen des eigenen Lebensgesetzes unabhängig zu erhalten. Es ist aber zu unterscheiden zwischen der allgemeinsten Form, welche das aufgenommene Wissen durch die mitgeborenen Ideen und die herrschende Gesammtanschauung empfängt, und zwischen der formalen Schulung der Jugend. Hier ist nur vom Ersteren die Rede.

Der Barbar lebt in der That geistig von einem traumhaften Denken an die Wirksamkeit gewisser Geheimlehren, die unter sich nicht zusammenhängen, und von der Werthschätzung eines Haufens von Wahrnehmungen, die sich praktisch verwerthen lassen. Je tiefer er steht, um so mehr verbindet er mit jener Wirksamkeit den Begriff

des Zauberhaften, den er unserer Wissenschaft gegenüber überhaupt nie ganz los wird, weil derselbe ja erst durch Einsicht und Vertrautheit mit dem ideellen Zusammenhang beseitigt wird; der aber bleibt ihm verschlossen. Selbst im orientalischen Sinne schon hoch gebildete junge Männer erwarten von der Berührung mit europäischer Wissenschaft eine Art Zauberwirkung und ziehen sich meist rasch zurück, wenn dieselbe nicht alsbald eintreten will. Sich den Einblick in den Zusammenhang unseres Wissens durch ausdauernde Arbeit zu erkämpfen, dazu sind sie unfähig: sie können das nicht und wollen es auch nicht, weil sie die unsere Wissenschaft gestaltenden Ideen gar nicht zu erfassen, ihnen also auch nicht einen Werth beizulegen vermögen, welcher für die auf ihre Erkenntnis verwendete Arbeit entschädigen könnte. Sie sinken deshalb immer wieder in ihren Geheimlehren-, Dogmen-, Chroniken- und Notizenkram zurück, der ihnen weiter zu träumen erlaubt. Durch ein Zusammenleben mit Europäern werden sie aber täglich und stündlich diesem Traumleben entrissen, und darum ist dasselbe für sie unerträglich. Eröffnet es ihnen doch immer wieder für Momente den Einblick in das Wesen einer überlegenen Macht, die den Untergang ihres eigenen Kulturwesens herbeiführen muß. Dies gilt insbesondere auch von den semitischen Muslimen. Der Muslim überhaupt kann den Nichtmuslimen, namentlich aber den arischen Christen gegenüber, nur dadurch die Basis eines für ihn erträglichen Geisteslebens gewinnen, daß er sie, nach koranischer Vorschrift, als untergeordnete, halbthierische Wesen ansieht, die nicht nur leibliche, sondern auch geistige Arbeit für ihn verrichten müssen, zu welchem letzteren Zwecke ihnen Allah die Ideen in die Köpfe gepflanzt hat, welche sie zu einer Denkarbeit zwingen, deren Früchte ihm, als dem allein Herrschaftsberechtigten, zu Gute kommen müssen, wenn nämlich die Dinge wirklich so giengen, wie sie seinem Glauben und seinen Ansprüchen nach gehen sollten. Ganz ähnlich sieht das rabbinisch-talmudische Judenthum sein Verhältnis zum arischen Christenthum an, nur daß es die Lehre von den Nichtjuden, als Dienst- und Nutzthieren der Juden, viel entschiedener ausgebildet hat als der Islam. Es ist bekannt, in welchem Maße die Betheiligung des Judenthums an unserer Wissenschaft auf die Spezialisierung

derselben eingewirkt hat, d. h. auf Beseitigung des ideellen Zusammenhangs unserer Gesammtwissenschaft.

Die Ideen sind es, die unser Wissen zusammenhalten und sich unterordnen, nach seinem Werthe für ihre eigenen Ziele gruppieren und ihm so die Form geben. Diese Ideen sind aber arische Ideen, wie sie nur uns eignen, nicht aber einer andern Rasse unter den Menschen, und eben deshalb gibt es nur Eine Wissenschaft auf der Erde, nämlich eben die arische. Die semitische Rasse, ob nun jüdisch oder muslimisch, hat keine Wissenschaft erarbeitet und kann die unsrige nicht übernehmen. Die chinesische Wissenschaft besitzt keine durch Ideen geschaffene Form. Formloses Wissen ergibt keine Wissenschaft in unserem Sinne. Was das chinesische Geistesleben zu einer Gesammtheit formt, ist der Familiensinn und die Vaterlandsliebe. Im Wettstreite der chinesischen Wissenschaft mit der arischen hat die erstere bereits den Kürzeren gezogen. Der Kampf zwischen chinesischer und europäischer Vaterlandsliebe steht noch bevor.

Wenn es sich also heute unter uns — gegenüber den von der Weltlage, ohne daß wir um unsere Wohlmeinung gefragt worden wären, uns gesteckten Aufgaben — um Neubildung oder Umbildung (Worte sind ja gleichgiltig) unserer geistigen Schulungsformen handelt, so handelt es sich wesentlich darum, jenen arischen Ideen, welche unsere arische Wissenschaft geschaffen und bis jetzt zusammengehalten, d. h. ihr Form gegeben haben, diejenige Fassung zu geben, welche unserem Gesammtleben die zum siegreichen Bestehen der drohenden Kämpfe nothwendige Stärke zu verleihen vermag. Voraussetzung hierzu ist, daß unsere Ideen als arisches Alleingut, und das, was wir Wissenschaft in abstracto nennen, als arische Wissenschaft erkannt werden. Durch diese Abgrenzung bis heute noch mehr verschwommener Begriffe wird die Kraft der Form verstärkt und verengt, nebelhafter Dunst entweicht, Traumneigung wird aufgefordert, da zu wissen, wo sie bisher geträumt hat, und so zur Besinnung gebracht. Traumhaft aber, d. h. nichtwissenschaftlich, ist vor Allem auch die noch heute uns beherrschende Anschauung von einer allumfassenden Humanität, die allen Menschen gleiche Rechte gewähren will, weil sie bei Allen die Kraft und die Lust zu gleicher

Pflichtleistung voraussetzt. Das ist aber ein verderbenschwangerer Irrthum. Was von den Forderungen solcher Humanität auf der Erde zu verwirklichen ist, wird einzig verbürgt durch unsere arisch-christlichen Ideen, durch sonst Nichts auf der Welt. Wir wahren diesen Ideen also die Möglichkeit einer Wirksamkeit für die gesammte Menschheit, indem wir ihnen durch einen lebenskräftigen und kampffreudigen Leib die allein das Leben ermöglichende Form geben. Da aber die arischen Völker sogar auf dem kleineren europäischen Schauplatze unter sich in politischem Kampfe liegen, so erübrigt Nichts, als daß wir uns, den Begriff des christlichen Arierthums verengernd, auf das eigene Volksthum zurückziehen und die Heimathskunde zum Prinzip unserer Schulung machen. Dies Prinzip schafft jene Form der Schulung, die uns heute nothwendig ist, d. h. die Noth abwendet. Verknöchern wird deshalb unsere Wissenschaft nicht, denn innerhalb des Arierthums ist für lebenverbürgende Mannigfaltigkeit genügend gesorgt. Hier gilt der Ausspruch Lagarde's (Berl. Theol. S. 92): „Ich kenne keine Wissenschaft, die nicht Wissenschaft einem bestimmten Volke gerne angehörender Personen wäre; denn so lange es eine Geschichte gibt, sind bedeutende Menschen nie Kosmopoliten gewesen. Die französische, englische, italienische Wissenschaft wird naturgemäß mit der deutschen Wissenschaft einen Akkord bilden, aber wir halten unseren Ton, sie den ihrigen, meinethalben sie ein d f h, wo wir g singen. Die Wissenschaft hat keine politischen Ziele: dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß das Buch eines deutschen Gelehrten, je höheren Werthes es ist, nur von einem Deutschen, das eines französischen in demselben Falle nur von einem französischen Gelehrten geschrieben werden kann. Daraus folgt, daß jeder Aufschwung des politischen Lebens einer Nation der in dieser Nation gepflegten Wissenschaft zu Gute kommt." Auch hier kommt das Gute von der Heimatherde. Also besondere Bildung für die Nation, keine allgemeine ist in's Auge zu fassen, — Harmonisierung des Wissens mit dem besonderen Lebensgesetze des Volksthums und der Heimath, nicht Beschaffung einer sogenannten harmonischen Bildung für Kosmopoliten, für welche die volksthümliche Bildung nur eine Dissonanz ist, die den Takt und die Harmonie des von einer Minderzahl dirigierten internationalen Geisterkonzertes zerreißt.

Wer allgemeinere Bildung erwerben will, der thut es auf eigene Faust und wendet die Früchte seinem Volke zu.

4. Die Kunst.

Die Kunst gehorcht dem Gesetze der Schönheit. Für die Lebenstüchtigkeit eines Volkes ist es aber von der größten Wichtigkeit, daß Schönheit nicht überschätzt werde. Nicht „schön sein" ist die erste Forderung, sondern „tüchtig sein". Höchste oder vollkommene Schönheit kommt in der Natur dort zur Erscheinung, wo zum Abschlusse langer Lebensreihen ein Fruchtkeim, der die Fähigkeit ewigen Weiterlebens in sich schließen sollte, zur Bildung einer vollkommen schönen Blüthe aufgebraucht wurde und damit abstirbt. Höchste Schönheit ist weder keusch noch zum Gebären tüchtig; sie lebt ihrem eigenen Gesetze, — einem Gesetze des Scheinens und des Scheines, in welchem das Gesetz eines der Wirklichkeit gemäßen, zur eigenen Fortpflanzung tüchtigen Lebens aufgehoben ist. Geht ein Volk im Dienste der Schönheit auf, so geht es auch mit seiner nationalen Existenz auf, wie das sinkende Griechenthum lehrt. Die Kunst eines Volkes muß sich deshalb in den Grenzen halten, welche durch dessen natürliche Lebensbedingungen gesteckt sind. Sie muß national, d. h. volksthümlich sein. Sind etwa in ihren Werken Rafael und Tizian keine Italiener, Calderon kein Spanier, Shakespeare kein Engländer u. s. w.? Aber sehr viele deutsche Künstler der Gegenwart sind undeutsch. Wenn aber eine Nation das Glück hat, noch in getrennten Stämmen einen Reichthum von Individualitäten des eigenen Volksthums zu besitzen, so muß die Kunst aus der Stammeseigenthümlichkeit und der Natur der näheren Heimath hervorgehen.

Die Theilnahme der Gebildeten in Deutschland für die Kunst ist heute sehr groß. Das hat in jüngster Zeit auch der seltene Erfolg des Buches „Rembrandt als Erzieher" wieder bewiesen. Im Folgenden sei zunächst eine Analyse des Eingangs dieser Schrift gegeben, um weiterhin unsere Bemerkungen daran zu knüpfen.

Das geistige Leben des deutschen Volkes, so sagt der Rembrandtist, befindet sich in einem Zustande des Verfalls: die Wissenschaft zerstiebt in Spezialismus; im Gebiete des Denkens und der Kunst fehlt es an Individualitäten. Die Koryphäen sterben aus, man bekennt sich als Epigonen und glaubt in den Hauptstücken fertig zu sein. Aber ein Volk muß lebendig bleiben (muß *werden*) und kann großer geistiger Achsenverschiebungen nicht entrathen. Bereits macht sich eine Strömung in dieser Richtung bemerkbar. Das Interesse an der Wissenschaft, insbesondere an der Naturwissenschaft, vermindert sich. Man ist übersättigt von Induktion und Objektivität und dürstet nach Synthese und Subjektivität; es steht ein *Kunstzeitalter* bevor. Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutschthums heißt *Individualismus*. Dieser ist aber die Wurzel aller Kunst; demnach sind die Deutschen ein Künstlervolk und sollen sich als ein solches bewähren, innerlich und äußerlich. In dieser Richtung ist gerade jetzt erziehend einzuwirken, da der Bankrott der spezialisierenden Wissenschaft das Nahen einer Kunstperiode anzeigt. Erzieher eines Volkes sind die Heroen des Geistes; sie sind sittliche *Eideshelfer*, die das Volk zur Entfaltung seiner tüchtigsten Eigenschaften in Anspruch nimmt. Heute sind die rechten Erzieher unter den Heroen der Kunst zu suchen, nicht unter denen der Wissenschaft. Entscheidet euch: „Buch oder Bild?“ Hier liegt die Achsenverschiebung, die heute Noth thut, und zwar für das *gesammte Geistesleben* des deutschen Volkes. Dem individuellsten Volke kann aber nur der individuellste Künstler geistiger Wegführer sein. Dieser ist *Rembrandt*. Er ist das Prototyp des deutschen Künstlers, daher „das betreffende historische Ideal für die nächste Zukunft, der feste Punkt, an den neue zukunftsreiche Bildungsformen sich anschließen können und müssen.“ Sein Programm ist Programmlosigkeit, und dies ist das künstlerischste aller Programme, vor Allem deutsches Programm. Deshalb eignet sich Rembrandt's Name zum Feldgeschrei.

Rembrandt ist bildender Künstler, und Deutschland neigt jetzt zur bildenden Kunst. Aber man soll darum nicht rembrandtisieren, wie man früher antikisiert hat, denn eine Kopie ist niemals Kunstwerk. Rembrandts volle Unabhängigkeit von aller Tradition weist

vielmehr den Künstler auf die eigene Persönlichkeit zurück. „Die eigentliche Bedeutung der deutschen und aller Kunst überhaupt liegt im Typischen, Nationalen, Lokalen, Persönlichen. An der starken Persönlichkeit Rembrandts kann sich Deutschland aufrichten."

Künstler ist nur, wer geistig auf eigenen Füßen steht; das kann aber nur, wer auch sittlich auf eigenen Füßen steht; hier berührt sich die künstlerische Eigenart mit dem persönlichen Selbständigkeitsgefühl und mit dem religiösen Gefühl des Deutschen. „Rembrandt war nicht nur ein protestantischer Künstler, sondern auch ein künstlerischer Protestant; jedes seiner Werke sagt mit lauter Stimme: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Rembrandt ist aber auch der Künstler des echten Lokalismus, denn er „war nicht nur als Mensch, sondern auch in seinen künstlerischen Leistungen ein rechter Holländer. Starke Persönlichkeit erwächst nur aus starkem Stammesgeist, und dieser nur aus starkem Volksgeist; die Betriebsamkeit, Freiheitsliebe, Gemüthstiefe, Schlichtheit des holländischen Charakters spiegelt sich in Rembrandts Werken mehr als irgendwo. Das sind Eigenschaften, welche die heutige deutsche Kunst recht wohl gebrauchen kann. Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen über ihre politische Zersetzung vielfach abhanden gekommen: sie nennen sich Württemberger aber nicht Schwaben, Hannoveraner aber nicht Niederdeutsche; damit ist ein Stück Volksseele verloren gegangen, das wiedererobert werden muß. Und vor Allem ist dies auf künstlerischem Wege erforderlich." Tief und allbeherrschend ist in der Natur, selbst da, wo sie sich mit der Kunst berührt, das individualistische Prinzip ausgeprägt. „Diesen Schattierungen der Natur hat die Kunst zu folgen. Die deutsche Kunst muß sich nach dem Bilde der von Tacitus geschilderten deutschen Dörfer entwickeln: „wo Jedem ein Platz (Wiese) oder ein Hain gefällt, da siedelt er sich an." Grade die frühesten Anfänge eines Volkslebens lassen oft seine Eigenart und seine damit gegebene Bestimmung am deutlichsten erkennen. Der rechte Künstler kann nicht lokal genug sein. Eine gesunde und gedeihliche Entwickelung des deutschen Kunstlebens ist nur dann zu erwarten, wenn sie sich in möglichst viele

und in ihrer Eigenart möglichſt ſcharf ausgeprägte, geographiſche, landſchaftliche, lokale Kunſtſchulen ſcheidet und gliedert. Hier iſt Dezentraliſation, nicht Zentraliſation nothwendig. Rembrandt ſelbſt war das Haupt und Zentrum einer derartigen lokalen Kunſtſchule: er iſt dem Boden treu geblieben, dem er entſtammt: er malte holländiſch."

Der Künſtler darf ſich nicht als romantiſche Ausnahmeperſon (Figur), ſondern muß ſich als Bürger unter Bürgern fühlen. Dies bürgerliche Gefühl fehlt den heutigen deutſchen Künſtlern. Rembrandt hatte es wie Shakeſpeare; grade deswegen ſind ſie die großen Künſtler. „Unſcheinbarkeit ſteht Jedem gut; dem Deutſchen iſt ſie angeboren."

Rembrandts Kunſt entbehrt der griechiſchen Heiterkeit, des griechiſchen Maßes und der griechiſchen Ruhe durchaus und iſt darum vielleicht im griechiſchen Sinne die ſtärkſte Barbarei, aber ſie iſt auch zugleich die feinſte Barbarei. „Eben darum kann und ſoll ſie uns Deutſchen, die wir einmal Barbaren ſind und bleiben, als ein Muſter deutſcher Bildnerei und Bildung gelten."

Rembrandts Kunſt iſt in hohem Maße innerlich; er iſt in manchen ſeiner Bilder mehr Prophet als Poet. „Er ſucht den Geiſt lieber auf der dunklen als auf der hellen Seite des Daſeins." Religioſität iſt ihm in unübertroffenem Grade eigen; aber er, der Proteſtant, bildet den denkbar ſtrengſten Gegenſatz zu Rafael, dem Katholiken. „Dieſer gibt die triumphierende, Jener die leidende Kirche. Auf Rembrandts Darſtellungen chriſtlicher Scenen paßt der Spruch: „Er hatte weder Geſtalt noch Schöne." Hier wirkt die Natur der norddeutſchen Tiefebene und die Sinnesart des Niederdeutſchen. „Eine wirklich chriſtliche Malerei kann es, genau genommen, nur im Proteſtantismus geben (?), denn dieſer ſchafft nicht Bilder zur kultusmäßigen Verehrung; Bilder, welche zu dieſem Zwecke gemalt werden, haben immer etwas Heidniſches an ſich (?), und die katholiſch-chriſtliche Malerei, ſoweit ſie ſpezialiſierend als ſolche auftritt, iſt von dieſer Art. Leonardo war ungläubig, und Tizian indifferent; Rafael und Michelangelo ſtehen innerhalb der katholiſchen Kirche; Rembrandt ſteht im Chriſtenthum. Er nähert ſich dadurch Luther, welcher

zur Reformation kam, weil er gewisse Dinge innerlich nahm, welche die katholische Kirche nur äußerlich faßt." Das religiöse und das künstlerische Element sind berufen, einander zu stützen. „Das weltversöhnende Wort Christi: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", ist zugleich ein tiefkünstlerisches Wort." Es gewährleistet die Freiheit der Entwickelung und rettet das Prinzip des Individualismus. Auch darin haben Christus und Rembrandt etwas innerlich und grundsätzlich Gemeinsames, „daß Jener die religiöse, dieser die künstlerische Armseligkeit, die Seligkeit der Armen, zu verdienten Ehren bringt."

„Musik und Ehrlichkeit, Barbarei und Frömmigkeit, Kindersinn und Selbständigkeit sind hervorragendste Züge des deutschen Charakters; indem Rembrandt ihnen auf künstlerischem Gebiete gerecht wird, zeigt er sich vorzugsweise als echter Deutscher. Treue gegen sich, Treue gegen das angeborne enge Stück deutscher Erde, Treue gegen den weiten, lebendigen deutschen Volksgeist, — kurz die Bewährung der schönsten deutschen Tugend, die Treue überhaupt, ist es, welche Rembrandt uns lehren kann. Individualität heißt wörtlich Untheilbarkeit; aber eben diese bedingt zugleich: Eintheilbarkeit (Gliederung), innere Abstufung, durchgängige Organisation; Einzelseele, Stammesseele, Volksseele treffen sich und steigern sich gegenseitig in diesem Manne: Seelendreieinigkeit ist es, welche ihn so stark macht. Er ist Rembrandt, ist Holländer, ist Deutscher. In dem Begriffe des Volksthümlichen und Volksmäßigen aber gipfelt diese künstlerische Skala; darum kann und wird es niemals eine allgemein verbindliche oder allgemein giltige, sondern immer und überall nur eine besonders gestaltete oder relativ giltige Kunstweise geben. Eine Menschheitskunst ist unmöglich; denn das Unendliche kann nur in endlicher Form sichtbar werden; sowie es sich selbst, ohne Umhüllung, sinnlich darstellen will, zerfließt es in Nichts, das Leben wird dann Schablone."

Also, wie Lagarde nicht allgemeine, sondern besondere Bildung verlangt, so der Rembrandtist besondere Kunst statt allgemeiner. Die persönliche Besonderheit, die sich ihres Werthes, d. i. ihres besonderen Werthes für das Ganze bewußt ist, wird zur Vornehmheit; Lagarde (D. Schr. S. 290) sagt: „Die Nation besteht nicht

aus der Masse, sondern aus der Aristokratie des Geistes: Die Nation lebt nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft. Die Ziele werden ihr nicht von Menschen gesteckt, sondern von dem Lenker aller Geschicke, welcher die Nationen dahinstellt, wo sie stehen sollen, damit sie seinen Heilsgedanken dienen." Die Vornehmheit einer Nation beruht in diesem Sinne auf dem Bewußtsein ihres Werthes für das Ganze der Menschheit. Der Rembrandtist sagt weiter (S. 39): „Wo Kraft sich mit Selbstbewußtsein, wo Heiterkeit sich mit Ernst mischt (der Ernst muß immer das Verhältnis zu allgemeinen Gesetzen und zu einem größeren Ganzen streng, d. h. wahrheitsgemäß erfassen), da stellt sich auch schließlich jene sozial und politisch vornehme Gesinnung ein, welche die schönste Zier der Nationen ist. Aber auch eine derartige Vornehmheit kann sich nur von innen nach außen entwickeln: der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm thun. Volle Sinnlichkeit ohne eine Spur von Gemeinheit ist immer vornehm. (Die Sinnlichkeit muß immer beherrscht sein; läßt man die volle Sinnlichkeit zu, so ist auch die Gemeinheit nicht weit und Mißachtung der das Leben der Einzelnen, der Familie und größerer Ganzen beherrschenden Gesetze; beim Kinde ist volle Sinnlichkeit nicht unschön, weil sie eben nicht voll ist). In diesem Sinne hat jedes Kind nicht nur moralisch etwas Heiliges (!), sondern auch künstlerisch etwas Vornehmes an sich (kindlich genießen ist aber nicht das Vornehmste an den Vornehmen, sonst kommt man zur Sozialdemokratie); und dieselbe Eigenschaft kommt jedem Künstler, soweit er Kind ist, zu; die Griechen, die Renaissance-Italiener, Shakespeare bestätigen es. Der aristokratische Charakter aller Kunst, den man von jeher erkannt hat, ist also tief begründet, und er läßt sich noch von verschiedenen anderen Seiten rechtfertigen. Schon weil die Kunst höheren Interessen der Menschheit dient, und diese stets nur einer Minderheit der Menschen ernstlich am Herzen liegen, ist sie aristokratisch. Sie ist es auch darum, weil sie vor Allem Selbständigkeit verlangt: es ist vornehmer, auf eigenen Füßen zu stehen, als sich zum Sklaven fremder Theorien zu machen. Und endlich ist sie es darum, weil jeder geistige, ganz so wie jeder politische Adel, aus der Scholle entsprungen und an sie gebunden ist (oder sich von Neuem an eine

Scholle binden muß); Geist der Individualität ist Geist der Scholle." Der Rembrandtist will aber das materielle wie das Geistesleben der Gesammtnation künstlerisch gestalten, und die gestaltende Kraft sucht er im niederdeutschen Bauern.

(S. 40.) „Der erdgeborene Niederdeutsche ist ein erdgeborener Aristokrat; in dem heutigen Deutschland hat aber der Niederdeutsche durch seine Hauptvertreter, Bismarck und Moltke, politisch wie militärisch die Führung übernommen; es ist nur naturgemäß, daß die geistige Strömung dem nachfolgt und sich gleichfalls in aristokratischer Richtung entwickelt. Moltke hat das deutsche Heer als die vornehmste Institution im Deutschen Reiche, wohl im doppelten Sinne jenes Wortes, erklärt; ebenso muß, im gleichen doppelten Sinne des Wortes, die deutsche Kunst die vornehmste Institution im Reiche des deutschen Geistes sein. Auch Rembrandt selbst ist, trotz seines derbsinnlichen Aeußern, ein ausgesprochener Geistesaristokrat; man erkennt dies, wenn man seine Werke mit denen der holländischen Kleinmaler, den Vertretern des niederen Volkes in der Kunst, vergleicht." Rembrandts Vornehmheit, sich stets gleich bleibend, ist „aus dem Schoße des Volkes geboren, gedämpft nnd fast lautlos, aber dadurch um so wirksamer; sie ist nicht von prunkender und glänzender Art, blendet nicht, sondern beruhigt." Seine „Kunst ist grade hierin echt niederländisch, echt deutsch, echt nordisch." Seine geistige Vornehmheit bewährt sich auch (S. 47) „in dem tiefproblematischen und philosophischen Zug, welcher seiner Kunst anhaftet; ja man könnte ihn den philosophischsten aller Maler nennen, wie man Shakespeare den philosophischsten aller Dichter genannt hat." Bei Rembrandt ist „jene Einheit des Denkens und Empfindens noch vorhanden, welche jeder echten Philosophie zu Grunde liegen muß." Eine neue deutsche Philosophie — denn jetzt gibt es keine — „kann hierin von dem Meister des Pinsels viel lernen; sie kann von ihm und Seinesgleichen lernen, tief und zugleich volksthümlich zu sein."

Der Leser hat nun zur Genüge ersehen, welche Rolle der Rembrandtist bei der Erziehung des deutschen Volkes für die Kunst in Anspruch nimmt. Ihm ist die Kunst, was für Lagarde die Religion und das vom Standpunkte des Heilsgedankens in streng

sittlichem Geiste erfaßte Wissen ist; beide gehen von der Heimath und dem Volksthum aus und finden das Ziel der Erziehung in diesem beschlossen. Wie der Rembrandtist dazu kommt, für den Maler Rembrandt die Erzieherrolle in so ausgedehntem Maße in Anspruch zu nehmen, — was auf den ersten Blick als Schiefheit erscheint und ihm viel Tadel eingebracht hat, — ist den Lesern wohl klar geworden. Er hat — vielleicht schon in früher Jugend — Rembrandts Bilder oft vor Augen gehabt und von ihnen eine tiefdringende Einwirkung erlitten, die sich ihm dann später nach vielen, um nicht zu sagen nach allen Seiten als erziehend erwies. Dieser Vorgang, so will er, soll sich durch Vermittlung des Künstlers an der deutschen Volksseele wiederholen. Wir dürfen ihn darum nicht tadeln. Ob die Bilder, welche bisher unter Rembrandts Namen giengen, wirklich alle von diesem selbst oder, wie neuerlichst behauptet wird, zu einem großen Theile von einem Andern gemalt sind, ändert Nichts an der erzieherischen Wirksamkeit derselben und kann insofern dem Rembrandtisten nicht abträglich sein. Jedenfalls wäre nun die möglichste Vervielfältigung dieser Bilder durch die heutigen Mittel künstlerischer Reproduktion geboten, denn wenn etwa ein undeutscher Krösus die Originale insgesammt aufkaufen und den Zutritt zu denselben eben so verwehren könnte, wie zu seinen Gärten und Wäldern, wie es bereits mit einem großen Theil kunstgewerblicher Schätze der Fall ist, so würde alsbald der Mythus umgehen, daß er in seinem Palaste den Genius gefangen halte, der berufen war, das deutsche Geistesleben so schön und herrlich zu gestalten, und den man befreien müsse, damit er die Verjüngung der Nation in die Hände nehmen könne.

Des Rembrandtisten Liebe — und das macht ihn für uns liebenswürdig — gehört, wie die Lagarde's, dem Bauernstande, und das Muster des deutschen Bauern findet er in Nieder-Deutschland, links der Elbe. „Der Niederdeutsche ist vor allem Bauer, und Preußen ist, wie jede echte Militärmacht, im Grunde ein Bauernstaat. Es ist eine deutsche Kolonie auf slavischem Boden; staatlich ist diese Kolonisation nahezu vollendet; geistig ist sie es noch lange nicht," Preußen soll die früher begonnene Arbeit nunmehr auf einem anderen Gebiete fortsetzen. Seine schöpferischen

Kräfte in Staat und Krieg, sowie die lehrenden in Kunst und Wissenschaft bezieht es schon lange fast ausschließlich (?) aus dem niederen Deutschland: Der alte Dessauer, Ferdinand von Braunschweig, Bernstorff, Scharnhorst, Stein, Hardenberg, Niebuhr, Bülow, Moltke u. v. A. sind importiert; Kant ist schottischen, Herder wahrscheinlich holländischen Ursprungs; Schopenhauers Großvater war ein in Danzig eingewanderter Holländer. Sie alle sind Kolonialgeister. Aber Colonus heißt Bauer; nur Bauerngeist kann kolonisieren. „Als Bismarck mit dem Präsidenten der südafrikanischen Boerenrepublik sich in der beiderseitig heimischen Mundart, dem Plattdeutschen, verständigte, begegneten sie sich nicht nur als Geistes-, sondern auch als Blutsverwandte. (Lagarde bezeichnet diesen Boeren-Besuch überdies als eine der wenigen die Seele nährenden Freuden, die der Deutsche seit 1870 erlebt hat.) Boeren und Preußen stehen sich politisch verwandt und sittlich ebenbürtig gegenüber. Nur mit Ebenbürtigen kann man dauernde Allianzen schließen; Preußen sollte mit solchem Bauern- und Boerengeist noch inniger vertraut werden; es sollte ihm geistig schöpferische Kräfte entlehnen. Sie sind in Rembrandt verkörpert." Er ist bäuerlich, aber nicht bäurisch; er ist ein niederdeutscher und erdbefreundeter Künstler, und eben diese Eigenschaft macht ihn zum Kolonisator auf geistigem Gebiete geschickt. „Weil er Bauer ist, kann er Erbauer sein; hierin ist sein Beruf zum Erzieher des deutschen Volkes am tiefsten, weil am volksthümlichsten begründet."

„Ein rechter König ist, wie jeder rechte Mensch immer von Gottes Gnaden; er ist es in um so höherem Maße, je mehr er selbst und sein Geschlecht geleistet hat." Am leichtesten kann der König da volksthümlich sein, wo das Volk königlich gesinnt ist. „Der Niederdeutsche, Bauer wie er ist, hat in seinem Wesen etwas Königliches; so auch Rembrandt, und es wäre gut, wenn die Deutschen etwas von jenem bäuerlich-königlichen Wesen in sich übergehen ließen."

Der Bauer muß fromm sein. In ihm begegnet sich das irdische mit dem himmlischen, das äußere mit dem inneren Leben, der König mit dem Künstler. „Der Bauer als Hausherr ist ein ökonomischer König im Kleinen; der König als Landesherr ist ein ökonomischer Künstler im Großen; der bildende und anschauende Künstler steht

in der Mitte zwischen beiden: die unwillkürlichen Empfindungen der Volksseele hat er mit dem Bauern, das selbstherrliche Recht der Ausgestaltung mit dem Könige gemein. Shakespeare ist ein solcher Künstler, denn er ist eben so sehr Bauer, d. h. Mann des Volkes, wie er König in der Dichtung ist. Friedrich d. Gr. ist ein solcher König, denn er ist eben so sehr literarischer Künstler wie Bauer, d. h. Oekonom, im bedeutendsten und weitesten Sinne des Wortes. Bismarck ist ein solcher Bauer, denn er ist ebenso sehr — politischer — Künstler wie König, d. h. selbstherrlicher Charakter. Shakespeare endete als Grundbesitzer; Friedrich II. begann als Verskünstler; Bismarck blieb das Erste zeitlebens und versuchte sich gelegentlich auch im Andern. Der König von Gottesgnaden, der Bauer von Volkesgnaden stehen gewissermaßen gleichberechtigt neben einander; und wenn sie zusammenhalten, so sind sie unbesiegbar."

Der Rembrandtist, auf die Politik übergehend, argumentiert weiter: Der Schwerpunkt der deutschen inneren Politik muß dahin zu liegen kommen, wo der Schwerpunkt des deutschen Volkscharakters liegt: zwischen Rhein und Elbe. Die Erdgeister behalten immer und überall ihr Recht: in der Politik wie im Geisterleben; in beiderlei Hinsicht bildet die Elbe die entscheidende Grenze. Oestlich der Elbe gibt es keine Weisthümer, sagte Jakob Grimm. Die (rechtselbischen) Preußen haben immer Staatsgefühl gehabt, aber kein Heimathsgefühl; die Deutschen immer Heimathsgefühl, aber das große Staatsgefühl hat ihnen gefehlt. Im neuen Preußen und im neuen Reich sollen sich beide durchdringen. Die politische Heimath Preußens ist aber Niederdeutschland. Volkscharakter, geographische Lage, geschichtliche Schicksale sind gegebene Größen *mystischer Natur*; *rechnet* man mit ihnen, so werden sie zu *politischen* Größen. „Skepsis ist hell, Mystik ist dunkel; ihr Zusammenwirken ist *helldunkel*; und helldunkel ist der Sinn des Volks, des Bauern, des Niederdeutschen." Eine „Verbauerung" Preußens ist also wünschenswerth. „Wenn der zusammenfügende bäuerliche Charakter sich mit der zersetzenden modernen Bildung verbindet (hat keinen Sinn; was einander ausschließt, verbindet sich nicht), so könnte sich möglicherweise eine Neubildung, ein gewisses *vergeistigtes Bauernthum* herausstellen, welches allen An-

sprüchen auf nationales Leben genügt." Diese Verbauerung der deutschen Bildung könnte die vorhandenen üblen Einflüsse neutralisieren. „Möchte der niederdeutsche Charakter, welcher innere Tiefe mit äußerer Schlichtheit verbindet, recht bald sich im gesammten deutschen Leben bemerkbar machen! Der Rauch, der aus der Scholle aufsteigt, ist die Seele des Landes. Zu dieser Seele muß die deutsche Bildung zurückkehren."

Die Verwandlung des gesammten deutschen Volksthums in ein vergeistigtes Bauernthum ist allerdings das Ziel, welches jedem Deutschen vorschweben muß. Der Kern der Nation, ihr eiserner Bestandtheil, wird dadurch für Zeiten, die für uns der Ewigkeit gleichkommen, in enger Berührung mit dem heiligen Nährboden der Heimath erhalten, der ihm entspringende Kraftüberfluß auf wohlgeordnete Kolonisation hingewiesen. Was sich dieser nicht widmet, genügt zum Betriebe des Handwerks und des Handels; die geistige Blüthe wird der Pflege von Wissenschaft und Kunst oder dem Staatsdienste geweiht. Waffentüchtig ist zu machen, wer Waffen führen kann. Die Vergeistigung eines solchen Bauernvolkes, wie sie der Rembrandtist verlangt, erwächst aber aus der Einsicht des Gesammtvolkes in die ewigen Sittengesetze und aus der vom Standpunkte der Heimathskunde aus gewonnenen Orientierung in den Aufgaben, welche die Weltlage dem Volksganzen stellt. Jene Einsicht und diese Orientierung hat die nationale Schulung zu besorgen, und diese wird zur vollen Erziehung erst durch die Kunst, welche dem Leben die Form gibt. Voraussetzung aller künstlerischen Gestaltung ist Ruhe und Stetigkeit, Voraussetzung aller geistigen Ruhe eine haltbare Gesammtstimmung.

Für den Rembrandtisten ist sein Kunstheros der Maler des Helldunkels, als welches sich die Welt in seinem Geiste abspiegelt, und welches überhaupt als Symbol der mystischen Vereinigung des Ewigen und Persönlichen im Menschen gelten soll; „denn nur diejenigen Dinge haben wirklichen Werth, in welchen das Element des Ewigen — das unendlich Helle — und das Element des Persönlichen — das unendlich Dunkle — sich das Gleichgewicht halten, sich vollkommen verstehen, sich gegenseitig beseelen." Auf der Mischung beider Elemente beruht die Person. Dante (III, 2) sagt:

Wie Seelenkraft, in Erdenstaub gesät,
Durch Menschenglieder wirksam sich ergießt,
Den Leib als Werkzeug brauchend und Geräth,
Also verbreitet auch der höchste Geist
Den Gnadenlichtquell durch der Sterne Reich,
Indeß er selbst um eigne Einheit kreist.
Verschiedne Kraft vermischt sich auch ungleich
Den edlen Leibern, welche sie durchdringt,
So wirkend, wie das Leben wirkt in Euch.
Aus jenem Freudenmeer, dem sie entspringt,
Durchglänzt den Körper die gemischte Kraft,
So wie die Freude durch das Auge dringt.
Verschiedenheit des Lichts, unzweifelhaft
Hat nicht in Dicht und Dünn, hat hier die Quelle:
Die Kraft nur ist es, die ursächlich schafft
Nach eigner Absicht Dunkelheit und Helle.

Der Rembrandtist meint, daß das Helldunkel der Gesammtstimmung die der Natur des Menschen und insbesondere des Deutschen angemessenste sei, weil sie gleichmäßig fortdauern könne, und er findet sie im niederdeutschen Bauern am gleichmäßigsten zur Erscheinung kommend und von Rembrandt am naturgemäßesten dargestellt. Er hält Nichts von jener Stimmung, in welcher sich der Mensch als die Fleisch gewordene Erleuchtung vorkommt, die ewig gleichhell so fortstrahlen könne, sich selbst zum ungetrübten Wohlgefallen und das Dunkel oder Halbdunkel der andern Menschengeister wie ein Leuchtfeuer erhellend. Und er hat gewiß Recht, denn diese Stimmung kann nicht dauern und würde nur baldigen Umschlag ankündigen. Nach dem Rembrandtisten wäre sie heute insbesondere dem deutschen Professor eigen, und er hebt einige Exemplare hervor, deren durchscheinende Helligkeit die Dünnheit ihres Seelenstoffs verrathe. Es fehlt die rechte Besinnung auf das wahre Verhältnis zur Natur wie zu Gott und den Menschen. Wie viele der heutigen Menschheitserleuchter aus der liberalen Schule sind nur Irrlichter, die in fröhlichem Spiele einander umtanzen und, wie in Goethe's Mährchen, den verlorenen Lichtstoff und die erlöschende Leuchtfreudigkeit wieder ergänzen, indem sie Gold verzehren, an dem der Schweiß ihres Volkes klebt! Aus der richtigen Mischung von Hell und Dunkel erwächst die vorsichtige Bescheidung und die rechte Besonnenheit, und Besonnenheit ist die Mutter jeglicher Gestaltung,

auch der künstlerischen. Daß diese bescheidene Besonnenheit insbesondere dem niederdeutschen Bauern eigen, ist ganz richtig, jedenfalls in höherem Grade als dem oberdeutschen und namentlich dem bajuvarischen und österreichischen. Wenn also der Rembrandtist im niederdeutschen Stamme einen Stoff findet, der, wenn er gleichmäßig über ganz Deutschland verbreitet wäre, den besten Untergrund, wie zu einem mächtigen Deutschen Reiche, so auch zu einem künstlerisch auszugestaltenden Volksleben bilden würde, so dürfen wir ihn darum nicht tadeln, — auch nicht, wenn er wünscht, daß die guten Eigenschaften des niederdeutschen Bauern das gesammte deutsche Volk durchsäuern möchten. Aber Franken, Thüringer, Schwaben, Alemannen und Bajuvaren sind auch da und sind, jeder Stamm für sich, so kernhafter Natur, daß ein Verlust ihrer Stammeseigenthümlichkeit auf viele Jahrhunderte hinaus unmöglich ist, und daß sie auch einer zwangsweisen Einimpfung niederdeutschen Wesens gegenüber ihre Beharrlichkeit rühmlich erproben würden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Einseitigkeit des Rembrandtisten grell zu beleuchten. Wir freuen uns des Gemeinsamen. Wie leicht wäre es aber, dem niederdeutschen Rembrandt den oberdeutschen Dürer entgegenzustellen! Gewiß nicht der größere Theil der Nation dürfte widersprechen, wollten wir für den fränkischen Meister die Würde eines Erziehers des deutschen Volksthums zum Mindesten in gleichem Maße in Anspruch nehmen, wie es der Rembrandtist für den Holländer zu thun wagt. Auch dem Nürnberger ist die Besonderheit mehr als die Allgemeingiltigkeit; auch er steigert den individuellen Ausdruck und verschärft das Charakteristische, das im Holzschnitte mit besonderer Kraft festgehalten ist. Dämmerndes Halbdunkel und duftige Fernsichten wechseln mit klarem Hintergrunde und schärferer Scheidung von Licht und Schatten. Hierin und in der Fülle selbständiger Gedanken, der eine eifrige Umschau in der äußeren Natur entspricht, tritt der größere Reichthum des oberdeutschen Geistes hervor. Neben der scharfen Gegenstellung der Leidenschaften fehlt nicht die Wirksamkeit des phantastisch Erhabenen, dessen der deutsche Geist nicht entbehren kann, soll er zu höchsten Leistungen angeregt werden, und deutscher Tiefsinn ist sein Untergrund. Auch in Dürer ist der deutsche Künstler noch Barbar

geblieben, wie er es nach dem Rembrandtisten ewig bleiben soll: „davon zeugen die räthselhaft verschlungenen Linien und wunderbar krausen Zeichen", in welchen ihm „das Geheimnis der vom Lichte beschienenen Welt und ihrer Gestalten aufgegangen war", und die steifen, eckigen Linien, in denen „das Seelische gleichsam nur stammelnden Ausdruck findet." (Vgl. H. Thode, die Malerschule in Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert bis auf Dürer.) So wäre der reichere und nicht weniger tiefe Oberdeutsche gewiß kein schlechterer Erzieher für seine Nation als der verholländerte Niederdeutsche.

Aber gerade durch seine Einseitigkeit hat sich der Rembrandtist das unbestreitbare Verdienst erworben, schon jetzt den Wetteifer der deutschen Stämme in nicht geringem Grade angeregt zu haben. Selbst seine größten Bewunderer weisen die maßlose Bevorzugung des Niederdeutschthums zurück und behandeln sie theilweise sogar geringschätzig, — gleichfalls mit Unrecht. Ein Sachse will im thüringischen Stamme das Herz des neuen Deutschland erblicken, aus welchem dem Ganzen frisches Lebensblut zuströmen soll. Wenn jeder Deutsche vom eigenen Stamme so dächte und danach handelte, so wäre das ja grade das Rechte, und auch der Rembrandtist, sofern er ein Herz für das Gesammtdeutschthum hat, sollte das als das Erwünschte betrachten. Aber er verlangt durchaus für den Norden auch die geistige Hegemonie. (S. 207) „Die Kostümmalerei, die nachgeahmte Renaissance und das Kunstgewerbe von heute sind uns im Wesentlichen aus dem deutschen Kunstsüden, mit seinem Zentralpunkt München, zugekommen; diese mehr Moden als Richtungen des deutschen öffentlichen Lebens stellen ein letztes Aufflackern der bisherigen geistigen Hegemonie des Südens gegenüber der künftigen des Nordens dar." Diesem kühnen Ausspruche muß aber entgegengehalten werden, daß es eine geistige Hegemonie des Südens nie gegeben hat; man müßte denn Norddeutsch mit Plattdeutsch verwechseln, lediglich von der Sprache ausgehend. Im Uebrigen ist von beiden Seiten das Gleiche geleistet worden. Luther gilt dem heutigen Süddeutschen als ein Sohn des Nordens. Klopstock, Lessing, Herder, Voß stehen gegen Goethe, Schiller, Uhland — Kant, und gewiß zu seinem Vortheil, gegen Hegel und Schelling. — Er fährt fort: „In der heutigen deutschen (??)

Kunst steht, wie im alten deutschen Bund, eine junge werdende Großmacht einer alten sinkenden Großmacht gegenüber. Der erstarkende Norden fordert sein Recht von dem alt gewordenen Süden, wie einst Preußen von Oesterreich; möge auch hier der Kaiserschnitt nicht fern sein! Hatten die Oberdeutschen tausend Jahre lang die Herrschaft in Deutschland, so folgt darauf, vielleicht wieder für tausend Jahre, die Herrschaft der Niederdeutschen; diese beginnt mit Friedrich d. Gr., wie jene mit Goethe endet." Das sind harte, fast herzlose Worte. Aber wir trösten uns einstweilen damit, daß es in Dingen des Geistes einen Kaiserschnitt mit Waffen nicht gibt, und daß der Geist, der Kaiserschnitte ausführt, weht wo er will, und wir wissen auch, daß die kühlere Empfindung des deutschen Nordens der wärmeren des Südens, die einseitige Begabung des Niederdeutschen der reicheren des Oberdeutschen zur Ergänzung bedarf, damit das deutsche Volksthum als Ganzes unter den Völkern der Erde als im höheren Sinne menschlich und liebenswürdig erscheine.

Der Werth des besonderen preußischen Wesens für das deutsche Volk, als politische Gesammtheit mit gemeinsamer Wehrverfassung, liegt in der strengen Form, die Preußen seinem Heeres- und Staatswesen gegeben hat, und welche durch den Armeedienst und das Beamtenthum bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinabgedrungen ist. Diesen Werth kann heute Keiner verkennen, der die Weltlage einigermaßen zu überschauen vermag, er müßte denn von leidenschaftlichem Hasse verblendet sein. Daß aber diese strenge Form auch schön und liebenswürdig sei und der Kunst zu Gute komme, — was auch gar nicht nothwendig ist, — wird wohl Niemand im Ernste behaupten wollen. Die anfängliche Art der Gesammtdrillung bezeichnet Lagarde für die rechtselbischen Länder einmal als ein „Zurechtschinden". Heute geschieht ihre Aneignung ohne weiteren Zwang, da von früher Jugend an die große Masse der empfangenen Eindrücke in diesem Sinne wirkt. Der ganze Besitz der Form sammt dem Glauben an die dazu gehörige Staatstheorie muß da wohl für die Meisten als ganze Vollendung gelten. Wer sich als wohl ausgeformtes, innerlich widerspruchsloses Werkzeug des Preußenthums fühlt, hat den Gipfel erstiegen. Das Maß aller Dinge ist für Jeden der Preuße in ihm, und da sind dann

sichere Visierlinien für Alles und Jedes bald gezogen. Darum ist die Jugend früh reif, die Person bald fertig. Die Art sich zu geben ist so ein- und gleichförmig wie die Kleidermode; für das fertige Urtheil ist der gefeilte Sprachausdruck allzeit bereit gestellt. Die Sprache verräth in ihrer Glätte und Präzision, wie in voller Beherrschung des Tonfalls, kein Kämpfen und Ringen um das Urtheil, aber lebendiges Denken im eigentlichsten Sinne ist ein persönliches Kämpfen. Darum folgt dem Selbstgenügen leicht die satte Blasiertheit. Die Armuth der Natur in den rechtselbischen Gebieten, der Mangel an Tiefe im religiösen Empfinden, die rationalistische Kälte der Theologie und die geistige Flachheit des Spezialistenthums — denn der „Professor" gibt dort den Ton an — kommen dieser Gesammtstimmung zu Hilfe. In unserem Jahrhundert hat dies Wesen von den älteren Provinzen und den Regierungssitzen aus rasch um sich gegriffen und ist in den letzten Jahrzehnten auch über die Mainlinie vorgedrungen. Die Gleichförmigkeit in Kleidertracht, Manieren, Sprechen und Urtheilen nach berliner Muster ist in Zunahme begriffen, und das Schlimmste ist, daß in der Befähigung zur vollen Reproduktion dieses Musters auch der Erweis der „Bildung" gefunden, und durch etwaige weitere Ausgestaltung und Nuancierung desselben nach den Forderungen des Prinzips ein höheres Streben beurkundet wird. Da aber das Prinzip eine gewisse Härte in sich schließt, so wird hierdurch die Kluft zwischen „Gebildet" und „Ungebildet" erweitert, was zwar dem revolutionären Zuge der Zeit, aber gewiß nicht der Kunst zu Gute kommt, die nur auf voller Menschlichkeit fußen kann. Diesen Erscheinungen gegenüber hat die Schule vom Standpunkte des von höherer Menschlichkeit durchtränkten Gesammtdeutschthums aus Stellung zu nehmen.

Das natürliche Wesen des Oberdeutschen wurzelt in der Beschaulichkeit, und er ist fromm von Hause aus. Sein Verhältnis zu der reicheren Natur, die ihn umgibt, ist ein kindlich-inniges, und im Umgange mit ihr lebt er eigentlich. Zur Unterscheidung zwischen Gebildet und Ungebildet im norddeutschen Sinne läßt ihn seine weiterverbreitete Theilnahme für alles Menschliche nicht kommen. Wie er tiefer und wärmer empfindet als der Norddeutsche, so

beobachtet er stiller und länger. Wie er sich als Bayer oder Schwabe zur Gesammtheit der Nation in ihrer Weltstellung verhält, das rasch zu erfassen ist nicht seine Sache. Die Ergebnisse seiner Beobachtung gewinnen erst spät eine feste Gestalt und sicheren Ausdruck, bleiben dann aber unerschütterlich, denn sie sind sein selbsterworbenes persönliches Eigenthum. Die Individualität tritt stärker hervor als beim Norddeutschen und weist jeden Zwang unwillig zurück. Individualität ist aber auch nach dem Rembrandtisten die Wurzel aller Kunst, und so hat denn die deutsche Kunst, insbesondere die bildende, ohne Zweifel mehr vom Süden zu erwarten als vom Norden, zumal auch die Schwierigkeiten der Technik ihren Besieger leichter in der Beharrlichkeit des Oberdeutschen finden, dessen Sinn von vorn herein nicht sowohl auf Künstlerruhm gerichtet ist, als vielmehr auf Bändigung des widerstrebenden Stoffes und Bewältigung eigener Unfertigkeit, während die norddeutsch-preußische Siegesgewißheit auch auf den Künstlerlorbeer Sturm laufen möchte. Der Gegensatz der süd- und norddeutschen Malerschulen von heute, wie ihn der Rembrandtist auffaßt, wird von Andern in grader Umkehrung angeschaut und behauptet, daß vielmehr die niederdeutsche Kunst, trotz aller Anstrengung der maßgebenden Künstler, sich descendente coelo bewege. Daß Berlin als Weltstadt der für eine Malerakademie untauglichste Ort ist, liegt wohl auf der Hand.

Durch ein stärkeres Hervortreten des Oberdeutschthums auf allen Lebensgebieten, insbesondere auf dem des Geistes und der Kunst, würde aber auch Preußen, welchem die militärische und politische Führung unbestritten bleibt, wieder auf sich selbst, auf die Erkenntnis seines eigentlichen Wesens im Unterschiede von dem übrigen Deutschland hingewiesen. Erst so würde es wieder seinen Beruf als Preußen schärfer erfassen lernen, und neue preußische Aufgaben würden ihm aufgehen, d. h. neues Leben, denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Diese Aufgaben liegen in der Hauptsache heute im Osten. Die Redensarten vom Aufgehen Preußens in Deutschland oder Deutschlands in Preußen sind eben Phrasen. Die verflachende Uniformierung eines vorhandenen natürlichen Reichthums kann unmöglich ein hoher Beruf sein. Der im deutschen

Volksthum eingeschlossene Reichthum an Kräften verlangt Erweiterung des Schauplatzes, auf dem diese Kräfte wirken können und, um weiter zu leben, wirken müssen. Durch überseeische Kolonien und Ausbildung eines mitteleuropäischen Bundes ist diese Erweiterung in Aussicht gestellt. Sie ist aber ohne Oesterreich nicht möglich, und so liegt hierin für Preußen ein Rückweis auf die Weiterbildung seines besonderen Wesens durch eigene Vertiefung, anstatt Verflachung der Anderen.

Aber bescheiden wir uns unter allen Umständen dahin, daß der Geist weht, wo er will, in Nord und in Süd, und daß die Treue, die dem eigenen Genius gewahrt wird, die Quelle alles Heils ist. Goethe sagt (Briefwechsel mit einem Kinde II, 285): „Was kann Einer noch, wenn er auch Alles wollte, so lange er nicht mit dem Genius sein eigenes Leben führt, da er nicht Rechenschaft zu geben hat und die Gelehrsamkeit ihm nicht hinein pfuschen darf. Die Gelehrsamkeit versteht ja doch nur höchstens, was schon da war, aber nicht, was da kommen soll; sie kann die Geister nicht lösen vom Buchstaben, vom Gesetz. Jede Kunst steht eigenmächtig da, den Tod zu verdrängen, den Menschen in den Himmel zu führen; aber wo sie die Philister bewachen und als „Meister" lossprechen (oder auch nicht lossprechen), da steht sie mit geschorenem Haupte, beschämt: was freier Wille, freies Leben sein soll, ist Uhrwerk. Und da mag nun Einer zuhören (den „Meistern" nämlich, die Philister sind) und glauben und hoffen, — es wird doch Nichts daraus. Nur durch Wege konnte man dazu gelangeu, die dem Philister verschüttet sind: Gebet, Verschwiegenheit des Herzens im stillen Vertrauen auf die ewige Weisheit auch in dem Unbegreiflichen." Und im „Lehrbrief" (Wilhelm Meister II, 265): „Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brot schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste."

Es ist wohl zu keiner Zeit mehr über Kunst geredet worden, als heute geschieht. Auch der Rembrandtist redet viel davon, aber im Ganzen weist er auf die That hin. Der Geist, aus dem er redet, ist ein Geist der That und ein Geist deutscher That. Die Kunst ist ein Thun, und die That „verdrängt den Tod." Deutsche That hat den Tod des Deutschthums zurück zu drängen. Kunst und That sind „eigenmächtig", weil sie das Leben daransetzen, um den Tod zu verdrängen. Mehr kann Einer nicht thun, und darum ist das Eigenrecht hier unbestreitbar. Wer sein Leben einmal hingibt, spricht zum Vater der Geister, in dessen Hand er es zurückgibt. Die Kunst ist ein dauerndes Thun und erhält ihr Leben durch dauernden Umgang mit dem höchsten Geiste; so „führt der Künstler mit dem Genius sein eigenes Leben"; sein Weg führt durch „Gebet, Verschwiegenheit des Herzens im stillen Vertrauen auf die ewige Weisheit auch in dem Unbegreiflichen." Der deutsche Künstler hat nicht zu begreifen, warum er ein Deutscher ist; aber Kraft zum Leben und Thun kann er sich nur im Umgange mit dem Vater der Geister erhalten, der ihn als Deutschen geschaffen hat, nicht damit er undeutsch werde, sondern damit er von seinem Volksthume den Tod verdränge. Form ist nicht Leben, mit dem Selbstgenügen der Form beginnt die tödtliche Erstarrung, und aufgezwungene Form kann todbringend werden.

Gestalten kann man nur, was übersichtlich ist, und nur nach festen Maßen, die man in sich trägt, d. h. nach natürlichen oder zur zweiten Natur gewordenen Maßen. Die Aktion des Gestaltens ist die Reaktion einer in sich geschlossenen starken Persönlichkeit gegen die Formlosigkeit des sie umgebenden Chaos. Der einzelne Künstler gestaltet Erscheinungen, die sein Blick überschaut und sein Geist umfaßt, und zwar nach den Maßen, die er vermöge seines Kulturkreises, seiner Rasse, seiner Nationalität, seiner Stammesart und seiner besonderen Persönlichkeit in sich trägt. Der Person zunächst liegt die Stammesart, und nach dieser hat naturgemäß der Künstler zu gestalten. Freilich ist er auch ein Priester seiner Nation, aber nur durch Vermittlung seines Stammes, und diese Zwischenstufe zu überspringen wäre unnatürlich. Ueberdies besitzen die deutschen Stämme ihre sehr verschieden geartete Heimath: der Friese

die Meeresküste, der Sachse die niederdeutsche Ebene, der Franke das Hügelland am Rhein und Main, der Schwabe die rauhe Alb und die Hänge des Schwarzwaldes, Alemannen und Bajuvaren das Vorland der Alpen und das Hochgebirge selbst. Die angeborene Stammesart und die besondere Natur der seit einem Jahrtausend und länger bewohnten Heimath haben das zu Wege gebracht, was Gott Lob heute noch die Stämme von einander unterscheidet. Und so wird wohl auch in tausend Jahren der Tyroler nicht malen und singen wie der Friese, und der Alemanne nicht wie der Niederländer, und auch nicht so bauen, noch sich so kleiden.

Wäre in einem großen Volke wie das deutsche die Stammesart ausgeglichen, so daß die Person des Künstlers unmittelbar auf dem Boden der gemeinsamen Nationalität gestalten müßte, so wäre die Nation dem Untergange näher, als sie es heute ist. Eigentliche Nationalkunst ist Vollendung, und die Vollendung trägt das Ende in sich. Was hat Frankreich davon, wenn sich seine Kunst nach dem Pariser Geschmack gestaltet? Wer kann untergegangene Stämme neu schaffen? Die könnten sich erst unter dem Naturgesetz einer neuen Heimath im Verlaufe vieler Jahrhunderte bilden.

Wer dürfte als Diktator den Gang der Dinge vorschreiben! Mächtige Geister wirken als Erzieher, weil das Lebensgesetz des Ganzen am machtvollsten grade aus ihnen spricht. Diese Sprache erklingt aus dem Blut und wird vom gleichen Blute verstanden. Schriftsteller können nichts Anderes thun, als den Verlauf der Dinge verdeutlichen, wie er auch ohne sie sich vollziehen würde. Nun ist es freilich ein Trost, daß eine Periode künstlerischer Lebensgestaltung sich ankündigt, nachdem eine Periode „reiner" Wissenschaftlichkeit sich ausgelebt hat. Die Fortschritte der Technik können keinen Sack Mehl mehr hervorbringen, als die Natur auch ohne sie auf dem Halme wachsen läßt, aber sie können die sozialen und politischen Zustände über die Oberfläche der Erde aufs Gründlichste umgestalten, wobei sie sich gegen die überkommenen politischen Kunstwerke zerstörend verhalten; die Fortschritte der Natur- und der geschichtlichen Wissenschaften verhalten sich zerstörend gegen die Kunstwerke, welche der dichtende Menschengeist auf dem Gebiete geschaffen hat, das allen anderen Menschenschöpfungen als Grund-

lage dient, auf dem religiösen. Kündigt sich nun eine neue Kunstperiode an, so ist damit gesagt, daß man des Zerstörens und Auflösens wieder einmal genug hat und die zerstörenden Entdecker wieder in die zweite Linie zurücktreten sehen will. Der durch die Entdeckungen in Erstaunen und Verwirrung gesetzte Geist hat sich gesammelt, seine Besonnenheit wieder gefunden und will nun wieder gestalten, was vom Alten übrig geblieben ist, und was neu gewonnen wurde. Davon gibt auch das Buch des Rembrandtisten Zeugniß, und weil es Dem beredten Ausdruck gibt, was die Volksseele instinktiv ersehnt, so hat es das deutsche Volk trotz seiner harten Einseitigkeit mit freudigem Erstaunen aufgenommen.

Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß auch die alte Reichsgesellschaft ein Kunstwerk dargestellt hat, welches Deutschland, Frankreich, zum Theil auch Spanien gemeinsam war. England hat sich bei Entwickelung seiner Seemacht von dieser Gesellschaft losgeschält, und Italien konnte unter der Vorherrschaft Roms und der Fremden das Wesen derselben nicht zur freien nationalen Entfaltung bringen. Der Kern dieser Gesellschaft war das Ritterthum, und das Lebensprinzip des Ritterthums war der Kampf gegen die Sarazenen, d. i. gegen den Islam. Die übrigen Stände gruppierten sich um den ritterlichen Adel und nahmen an dessen Alles überstrahlendem Glanze in dem Maße Theil, als sie dem Lebens- und Kampfprinzip desselben dienten. Heute ist diese Gesellschaft untergegangen, und zwar im fortschreitendem Maße wie der Stern des Islam erblich. Eine neue Gesellschaft ist noch nicht vorhanden, und der verblichene Glanz der alten übt heute noch einen romantischen Zauber auf die Gemüther, welchem sich auch die Kunst noch nicht ganz entwunden hat, — am wenigsten die Poesie. Das Werk der Auflösung der alten Reichsgesellschaft hat Preußen gethan, und zwar in der Hauptsache gestützt auf den seit der Vorzeit links der Elbe angesiedelten niederdeutschen Stamm, anfänglich mehr noch auf die von demselben ausgegangenen rechtselbischen Kolonisten und die von diesen germanisierten Slaven. Da liegt es wohl für einen Niederdeutschen, wie der Rembrandtist, sehr nahe zu verlangen, daß, wie der politische, so auch der künstlerische Aufbau der neuen Gesellschaft

auf die Eigenschaften dieses Stammes gegründet werde. Aber die Dinge sind, wie wir gesehen haben, nicht so einfach.

Keine Gestaltung ohne Beschränkung von Außen und von Innen. Für die alte Gesellschaft kam die äußere Beschränkung vom Heidenthum und Islam, die innere von der Macht, welche der christliche Glaube über die Gemüther gewonnen hatte. Die Beschränkungen von Außen und von Innen wie die durch sie gestaltete Form waren dem ganzen Abendland gemeinsam: heute ist das Abendland in sich gespalten: Frankreich sucht sich mit Rußland, dem Vertreter byzantinischer Orthodoxie, gegen Deutschland zu verbinden. Der Osmane, auf den das Erbe des arabischen Chalifats übergegangen ist, sucht Anlehnung an Deutschland. Amerika, gegen Rußland freundlich gesinnt, steht dem europäischen Abendland wirthschaftlich und geistig feindselig gegenüber. Das ganze Gebiet des Abendlandes ist von einer mächtigen Bewegung der unteren Stände durchbebt, welche die aus der alten Gesellschaft noch überlebenden Klassenunterschiede und damit jede innere Gliederung zu zerstören gedenkt. Ein großer Theil der Gebildeten Deutschlands aber lauscht heute mit Entzücken dem Liede von einer Neugestaltung der Gesellschaft durch die Kunst, — einer Neugestaltung, zu der noch das Gerippe der Gliederung fehlt, während die Grundlage aller germanischen Gesellschaften, der freie Bauernstand, durch das unbeschränkte Walten des Großkapitals, insbesondere des jüdischen, tief erschüttert, ja fast schon der Auflösung nahe gebracht ist. Da gehört wohl ein starker Glaube dazu, um das Lied von der Kunst anzustimmen; aber der Rembrandtist hat diesen Glauben, — und er ist kein Rattenfänger von Hameln. Lagarde aber weist auf jene Macht hin, aus der alle innere Beschränkung fließt, die nicht selbstsüchtig ist, und ohne die eine Kunst nicht entstehen kann, auf den Glauben und auf die Erneuerung des Christenthums. Beide, der Rembrandtist wie Lagarde, beschränken die heilbringende Thätigkeit auf den Boden der Heimath und das eigene Volksthum, — ein gutes Vorzeichen, weil Kraft nur aus der Beschränkung fließt.

5. Die Person.

Soweit man von der Familie, als jener tiefsten Grundlage aller Vergesellschaftung und Gesittung absehen kann, in welcher das Heil des Leibes und der Seele in geheimnißvoller Weise an natürliche Elemente gebunden ist, sind unter allen Umständen **Personen**, als die unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgehenden geistigen Potenzen, die eigentlichsten Schöpfer und Träger jeder Kultur und Bildung. Aber weder einzelne Menschen, als Erzeuger, noch Kirche und Staat können das Geringste dazu thun, daß die Natur geistesmächtige Personen hervorbringe. Gott stattet sie aus und macht sie durch seine Erziehung tüchtig zu ihrem Werke. Sagt man, daß unter uns der überlieferte Kulturballast das geborene Genie unterdrücke und es nicht zur Entfaltung gelangen lasse, so paßt das eben nicht auf die eigentlichen Heroen des Geistes. Dem Genius, der sein Gesetz in sich trägt, imponiert auch kein Kulturballast. Verdauen muß er ihn freilich, wenn er die „Kontinuität" der Kultur nicht zerstörend durchbrechen will. Wer sie aber so durchbricht, wirkt nicht genial, sondern dämonisch.

Alles was Wissenschaft, Kunst und Gesammtkultur wirklich fördert, kommt von der freien Thätigkeit des Genies aus sich selbst heraus. Alles Gute kommt nur von Freiwilligen, — das Beste von Denen, deren freier Wille das Gemeinbeste im Auge hat, ohne sich dessen auch nur besonders klar (d. h. ihres Unterschiedes hierin von den Andern) bewußt zu sein. Um die Genies und Meister sammeln sich Jünger oder Schüler im freien Sinne des Wortes; solche Schüler bilden wieder Schulen und so fort, bis das Prinzip, das im ersten Meister thätig war, erlahmt und abstirbt. Der Geist kann nicht unterdrückt werden. Wenn man klagt, daß der Staat oder die Gesellschaft Genies unterdrücken, so hat das keinen Sinn. Unterdrücken kann man nur, was man selber auch machen kann. Der Genius wird durch die Umgebung behindert, aber er kann sein Wesen ja auch nur im Kampfe gegen solche Behinderungen entfalten, weil er es nur in diesem Kampfe selbst zu erkennen vermag; denn er ist nicht denkbar ohne Liebe, und die Liebe verwehrt ihm lange, an seine Verschiedenheit von den Andern zu glauben.

Das Genie grenzt sich ab am Widerstrebenden und sammelt seine Kräfte in dieser Abgrenzung.

Heute ertönt der Ruf immer lauter und lauter, man solle die Individualität frei geben. Was hat das für einen Sinn? Mit der genialen Persönlichkeit hat die Individualität zunächst Nichts zu thun; sie kann genial sein, ist es aber in den meisten Fällen nicht. Unter Individualitäten sind hier jene Personen verstanden, welche eben noch kräftig genug sind, um einen Druck von Außen als Druck zu empfinden und dagegen merklich zu reagieren; denn es gibt Personen in Menge, deren Natur, um nur zu irgendwelcher ersprießlichen Thätigkeit zu gelangen, des Druckes von Außen bedarf, und die an eine Reaktion gegen denselben nicht denken. Klagt man nun heute, daß es Individualitäten nicht mehr gebe, so scheint damit gesagt, daß früher solche vorhanden gewesen, jetzt aber durch den Einfluß gewisser Potenzen abgetödtet seien. Natürlich aber ist dem nicht so. Vielmehr ist es einerseits die Klage der Individualität selbst, die sich einem vorhandenen Drucke gegenüber zu ihrem Rechte verhelfen will, und anderseits das natürliche Bedürfniß der Gesammtheit, die freie Individualität unter sich in einem gewissen Maße vertreten und wirksam zu sehen, welchem Bedürfniß eben jetzt thatsächlich nicht Genüge geschieht.

Der katholischen Kirche und ihren Orden, insbesondere seitdem die Jesuiten dem Geiste der Kirche die universellere Richtung gegeben haben, wird der Vorwurf gemacht, daß sie in ihren Gläubigen, wie die nationale, so auch die persönliche Individualität zu unterdrücken bemüht sei. Grade die Jesuiten aber behaupten, daß ihre Erziehungspraxis den Individualitäten ausgiebigst Rechnung trage. Es ist dies auch in einem gewissen Sinne wahr, schließt aber nicht aus, daß man im Ganzen nach einigen wenigen egalisierenden Schablonen arbeitet. Jedenfalls ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß in protestantischen Ländern die Zahl der zu merklicher Erscheinung gelangenden Individualitäten größer ist als in rein katholischen. Die Person ist in sich geschlossener, sittlich freier und doch, oder eben darum, sittlich strenger, der Geist schärfer, die Geister mannichfaltiger, und darum die Gesammtwirkung kraftvoller, ut figura docet. Die Parität

fördert beide Theile. Besäße der Protestantismus nicht eine größere Zahl schärfer ausgeprägter Individualitäten, — sie können ja deshalb immer noch ziemlich matt sein, — so wäre der Katholizismus vermöge der Unterordnung schwächerer Individuen unter einen Gesammtwillen, wie sie namentlich in den Orden stattfindet, im Vortheile, was jedoch nicht der Fall ist. Auch Orden haben ihre Geschichte, auch hier heißt's: jung oder alt. Was sich nicht verjüngen kann, geht zu Grunde. Trotz innerer Abneigung und widerstreitender weltlicher Interessen setzen die älteren Orden den Jesuiten keinen merklichen Wetteifer, geschweige denn Widerstand entgegen; ja sie zeigen sich vielfach sehr bereitwillig, die ihnen selbst zukommende Arbeit auf jene abzuladen, wie alle „Werdefaulen" gerne thun. Nur die Dominikaner dürften hier auszunehmen sein. Das Deklamieren hilft ja Nichts. Was nützt Alles, wenn man von gewissen Ländern sagen kann, daß dort die einzigen ernsten oder wenigstens die ernstesten Personen die Jesuiten und die von ihnen Erzogenen sind! Ernst sein heißt aber: von einem ewigen, oder nahezu ewigen Standpunkte aus die zeitlichen Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und den Willen haben, den durch sie gestellten Aufgaben auch mit Selbstaufopferung gerecht zu werden. Da ist es denn kein Wunder, wenn die für das Weiterleben des Ganzen Verantwortlichen, auch bei innerer Abneigung, über den Jesuitenorden ähnlich urtheilen, wie weiland Kaiser Ferdinand der Erste, als er ihn in's Land rief, und wenn sie sich, von den vorwiegend genießenden und träumenden Elementen ihres Heerbannes im Stiche gelassen, seine Hilfe erbitten.

Heute aber richtet sich die Klage über Unterdrückung der Individualität in erster Linie gegen den Staat, und nicht zum wenigsten gegen den preußischen, der dann für die Kleinstaaten auch hierin zum Muster wird. Für Preußen sind seine uniforme Armee und sein uniformer Beamtenstand mächtige Werkzeuge geworden, um seine nach Bodenbeschaffenheit und Menschenschlag ursprünglich so verschiedenen Provinzen allmälich einer gleichmäßigeren Behandlung zuzuführen, und wenn es in den letzten Jahrzehnten seine Egalisierungsthätigkeit durch beide Werkzeuge auf einem binnen kurzer Zeit so bedeutend erweiterten Gebiete ausüben läßt, und

zwar, den Umständen gemäß, mit gesteigerter Energie, so ist das grade kein Wunder. Aber Alles hat seine natürlichen Grenzen, und auf dem Gebiete der Erziehung ist durch die Schulregulative des Guten zu viel gethan worden. Durchaus muß festgehalten werden, daß vor Allem die Uebergriffe des Staates und die von ihm begünstigten egalisierenden Richtungen im politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Leben es sind, was den Ruf nach Individualismus heute als berechtigt erscheinen läßt. Nie zwar darf vergessen werden, daß im Leben eines gesunden Volksthums nicht das Individuum das Maßgebende ist, sondern die Familie, im Leben des deutschen Volkes die deutsche Familie. Sie beruht auf den unabänderlich gegebenen natürlichen Verhältnissen der beiden Geschlechter und geht darum tiefer in das undurchdringliche Heiligthum der Natur zurück als die Einzelperson und die politische Gemeinde, die beide vielmehr nur ihren Ursprung und den festesten Halt in ihr haben. Das Individuum, welches sich von der Familie lossagt, der Staat, der die Heiligkeit der Ehe preisgibt, sind dem Untergange geweiht. In der Erziehung aber ist neben der Familie die Person des Erziehenden, in der Schule die Person des Lehrers Alles. Der Unterricht ist ja auch nur ein Stück Erziehung. Wer nicht so glücklich war, unter den Lehrern seiner Jugend wenigstens Einen und den Andern zu haben, der ein ganzer Lehrer war und Nichts Anderes sein wollte als Lehrer, der ist wohl sehr zu bedauern, denn er hat nicht gesehen, was die volle Hingabe an die sich stets erneuernde Jugend des eigenen Volkes zu leisten vermag. Das aber sind nur Leistungen einer in sich ruhenden Persönlichkeit, die keiner Regulative bedarf. Auch der Lehrer wird geboren und bringt seine im Kerne unwandelbare Persönlichkeit mit; Fürsten aber, Minister und ihre Regulative wechseln. Es wäre nun höchst thöricht, vom Staate zu verlangen, er solle heute wieder gutmachen, was er gefehlt hat. Er hat Nichts zu thun, als den deutschen Lehrer ungeschoren so zu lassen, — wir sagen nicht: wie er jetzt ist, d. h. durch Regulative, Spezialistenthum und Fachlehrersystem geworden ist, — sondern wie er noch vor vier Jahrzehnten war; denn der germanische Lehrer ist von Natur der beste Lehrer auf der ganzen Erde, vielleicht der Einzige, der den Namen verdient.

Ehre der Staat die Person vor Allen Anderen in Jenen, welche berufen sind, die gottgeschaffenen Persönlichkeiten nach den Forderungen ihrer Besonderheit (Individualität) zu erziehen!

Von allen Personen aber gilt das Wort Lagarde's (Beri. Theol. S. 94): „Auch eine lautere, mit allen Bildungsstoffen ihrer Zeit gesättigte Persönlichkeit verfällt in dem Augenblicke dem Tode, in welchem sie aufhört zu sehen und sich mit dem (vom Standpunkte ewigen Lebens, d. h. Werdens) wesentlichen Inhalte des laufenden Tages zu nähren. Der Versuch also, als Person zu wirken, ist nur bis zu einem gewissen Grade ausführbar. Die Person wirkt nur, so lange sie lebendig bleibt; sie bleibt lebendig nur, so lange sie weiter lebt (noch wird), d. h. fortschreitet, sich vertieft und bereichert." Die selbstzufriedene Person ist keine werdende Person mehr.

6. Der König.

Die wichtigste Person im deutschen Volksthum ist der König. Regieren, sagt Lagarde, heißt „der Nation die Ziele zeigen, ihr die Hindernisse auf dem Wege zu diesen Zielen wegräumen, vorweg leben." Von der Idee unmittelbar ergriffen werden nur Personen. „Denken ist schwer, nach dem Gedachten handeln, unbequem", sagt Goethe. Im Großen zweckmäßig handeln können nur Wenige; führen kann immer nur Einer. Diesen Einen auf seinen Platz zu stellen, kann nicht dem Zufalle und nicht dem Würfelspiele des Ehrgeizes überlassen bleiben, auch keiner chinesischen Staatsprüfung. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit der Erbmonarchie. Das deutsche Volk ist von Natur königlich gesinnt und liebt es nicht, wenn seine Könige beschränkt werden, weil es fühlt und weiß, daß in jedem Kreise ohne viel Behinderung regiert werden muß. „Je mehr latente Fürsten unter einem Volke leben, desto sicherer ist in ihm die Monarchie: wir begreifen und lieben nur, was wir selbst sind oder sein können. Unten Volk, dann eine lange Weile gar Nichts, und oben ein Dalai-Lama in Uniform, so verstehen wir die Monarchie nicht. Die Germanen sind Kolonisatoren, weil sie königliche Gesinnung hegen, weil die Besten unter ihnen ohne Weiteres

fähig sind, ein Fürstenamt zu verwalten: die keltische Gleichheitsliebe der Franzosen, der iberische und semitische, mit sich befriedigte Rassen- und Familiendünkel der Spanier hat nie kolonisiert und wird nie kolonisieren" (L. D. Schr. S. 463). Die Semiten sind die geborenen Republikaner und müssen es sich darum gefallen lassen, daß ihnen jeder aufkommende Tyrann die Köpfe nach Belieben abschneidet, wogegen sie dann auch weiter nicht viel mucken, — im semitischen Orient nämlich; bei uns erhebt ganz Israel ein Zetergeschrei, wenn in Einem der Seinigen die Majestät der Schechina durch ein unparlamentarisches Wort verletzt wird. Haben sie einmal einen königlichen Herrscher, so sind sie darauf aus, ihn einzuschränken, wie seiner Zeit Samuel, und zur Puppe zu machen. Beachte man nur, wie die Judenschaft, die heute in Ungarn das große Wort führt, sich in jeder Weise beflissen zeigt, die Macht des Königs zu beschränken. Der Jude kann auch gar nicht anders, — Er, „der die blödsinnige Rede des für fünfundsiebenzig Pfennige verlorene Eselinnen nachweisenden Propheten Samuel über das Königthum in den Gliedern, und der für deutsche Art im Allgemeinen, wie für den Schlußstein deutscher politischer Anschauung, das Königthum, im Besonderen keinen Sinn hat" (D. Schr. S. 503).

Das germanische Königthum hat Europa politisch gestaltet. Fast sämmtliche europäische Fürsten sind germanischer, insbesondere deutscher Abkunft. Entsteht irgendwo in Europa ein neues Staatswesen, so holt es sich einen deutschen Fürstensohn und macht ihn alsbald zum König. „Monarchien wachsen nur wild und pflanzen sich nur durch Stecklinge fort; keine politische Handelsgärtnerei kann Samen von ihnen besorgen" (ebenda S. 502).

Im Raume gibt es keine Bewegung ohne Hemmung. Ebenso im Reiche des Geistes. Geister leben von Ideen, die sich einander einschränken und hemmen. Dem Wettkampfe der Ideen muß allzeit im Rahmen der sittlichen und staatlichen Ordnung freier Raum gelassen werden, damit sie sich nicht selbst in Explosionen gewaltsam Raum schaffen. Heute ist die Ideenbewegung in einem Maße bedroht, daß eine gefahrvolle Krise nicht ausgeschlossen scheint. Die Beschränkung kommt in der Hauptsache von zwei Seiten: vom

Staate und von der Geldmacht, d. h. von denselben Potenzen, welche heute auch das germanische Königthum überwuchern. Der Staat, als Status von Referenten und Dezernenten, reguliert zu viel, um zu egalisieren und zu schablonisieren, damit ihm die „Arbeit" erleichtert werde, und zwar gleichmäßig gegenüber der Kirche wie der Schule, jenen beiden Institutionen, welchen, als solchen, die Pflege der Ideen obliegt. Staatsmänner nehmen gegenüber der Ideenbewegung von vorne herein leicht eine falsche Stellung ein. Dem Einen steckt das Gesetz der großen Zahlen im Kopfe, — also ein rein Formales, dessen Rahmen und Verhältnisse sich stets gleichbleiben, gleichviel ob in den einzelnen Köpfen die Ideen nach dieser oder nach jener Pfeife tanzen. Für Andere ist ein anderes Formales maßgebend, nämlich der Rahmen der gesellschaftlichen Gliederung, innerhalb dessen sie sebst eine begünstigte Stellung einnehmen, weshalb er ihnen sehr an's Herz gewachsen ist. Diese finden das Ziel aller Ideenbewegung darin beschlossen, daß dieselbe unter allen Umständen, nur in verschiedenen Formen, den Drang darstelle, in der Gesellschaft emporzukommen, und daß sie plötzlich aufhöre, wenn jene obere Stufe erreicht sei, die sich mit dem Ehrgeize oder den Interessen des Einzelnen deckt. Beide Stellungen zur Idee sind falsch, denn diese hat auch schon manche großen Zahlenverhältnisse gewaltig verschoben und manchen Gesellschaftsrahmen gesprengt. Man denke nur an die große Revolution des vorigen Jahrhunderts, welche die in Frankreich von Germanen begründete feudale Gesellschaftsordnung in die Luft gesprengt hat. Sie ist von Ideen ausgegangen. Selbst wenn es demnächst einer tief angelegten und glücklich durchgeführten Gegenrevolution gelänge, über Mitteleuropa eine nach den germanischen Grundanschauungen gestaltete Gesellschaftsordnung neu und dauernd zu begründen, so würde sie jenen Ideen durchaus Rechnung tragen müssen. Da würde der heute durch die Juden so diskreditierte Liberalismus wieder zu Ehren kommen. Eine Idee, die Nichts ist als liberal, ist nicht lebenstüchtig, weil sie in's Formlose steuert, also zur Auflösung führt; aber es kann in ihr ein lebenskräftiger Kern stecken, der sich, in den Kämpfen mit der an Formen gebundenen Wirklichkeit, die dieser Lebenskraft entsprechende Formen schafft.

Die zweite Macht, von der, wie die Ueberwucherung des Königthums, so auch die Ideenbehinderung ausgeht, ist das Großkapital als eigentliche Geldmacht im jüdischen Sinne. Die Quelle aller Ideenbewegung erblickt der Jude im Geldmangel und im Hunger, allenfalls noch im Ehrgeiz. Er denkt: hätte der arme Schlucker, der Denker, Dichter, Künstler u. s. w. ein sicheres und gutes Einkommen, so würde er sich um die Ideenzucht nicht weiter echauffieren. Da aber diese Zucht trotzdem Nichts einbringt, so müssen die Betreffenden, wenn sie Geld haben wollen, zu ihm kommen. Was andere Nationen „groß" nennen, existiert für den Juden nur in Geldoperationen. Was trotz Allem etwa noch die Nichtjuden in Kunst und Wissenschaft Großes leisten, das kann er sich „kaufen", und er macht auch selbst den Preis dafür. Da aber bei der großen Zahl der Hungerleider die Ideen immerhin eine Gefahr drohende Macht bilden, so läßt er dieselben durch die von dem Judenthum beeinflußte Presse in zweckentsprechender Weise behandeln, indem er sie verhöhnt oder fälscht und durch jüdische Ideen ersetzt.

Hier nun muß der germanische König eintreten. Er ist's, der, wie Lagarde sagt, dem Volke — d. i. seinem „Gefolge" — die Ziele zeigen muß, und er allein besitzt die Macht, auch die Hindernisse auf dem Wege zu diesen Zielen — und alle Ziele sind, so lange sie noch Ziele sind, ideal — wegzuräumen. Er hat also die Kirchen und die Schulen von aller für die Erhaltung des Staates und die gemeine Sicherheit unnöthigen Reglementierung zu befreien, und durch Initiative in der Gesetzgebung die Uebermacht des Kapitals zu brechen. Er darf nicht Werkzeug eines Beamtenstatus sein, sondern muß diesen zu seinem eigenen Werkzeug machen im Dienste des Volksthums, und er muß das Leben des Volkes von dem unerträglichen Drucke des zumeist jüdischen Großkapitals befreien, indem er den Geldverkehr verstaatlicht. „Das sind die beiden ersten Thaten des Herakles" (Lagarde).

Als gottbegeisterter Glaubensheld, der seinem Volke in sittlicher Reinheit „vorweg lebt", und als siegreicher Feldherr könnte ein germanischer König, wenn er das Summepiskopat ganz bei Seiten liegen ließe, wohl glauben, die ganze Nation auf neuen Pfaden mit sich reißen zu können, auch wenn sie einer völlig dun-

kelen Zukunft entgegen führen. Zum guten Werke, sagt ein Dichter, darf man nicht erst die Zeichen befragen. Er dürfte es persönlich glauben, aber auf das „Glauben" beschränkt sich auch sein Recht: hinter den Gläubigen muß Gott stehen. Wie mächtig aber Gott in dieser Frage auch hinter Andersgläubigen steht, hat der Kulturkampf bewiesen. Der König von Preußen muß das Prinzip hochhalten, unter dessen Fahne Preußen groß geworden ist, — das Prinzip der Parität. Er muß dies heute im eigenen Lande um so entschiedener thun, je mehr er darauf angewiesen ist, von Oesterreich das Gleiche zu erwarten. Die einzelnen Bekenntnisse hat er anzuweisen, — durch sein eigenes Beispiel in Wort und That, denn Königsbeispiel leuchtet weithin und dringt, wenn es von Liebe zeugt, tief in die Herzen, — daß sie nicht auf die Allgemeingiltigkeit ihres Credo's pochen, sondern den Andern in höherer Liebe und reinerer Sittlichkeit voranzuleben trachten. So wird, was zum Absterben bestimmt ist, sich ausleben, und die Keime des ewig Lebendigen sich weiter entfalten. Das aber schließt in sich, daß der König den anerkannten Glaubensgemeinschaften die Möglichkeit wahrt, soweit es die Sicherheit des Ganzen nur erlaubt, nach ihrem eigenen Gesetze zu leben und insbesondere auch ihre Kinder nach demselben zu erziehen. Nur bei dieser inneren Politik wird das Volk in allen seinen Theilen, als Gesammtheit, mit Herz und Seele wieder zum „Gefolge" des Königs werden. Der König soll Jeden in seinem Kreise regieren lassen. Königlich gesinnte Schulmeister tragen das Gesetz ihres Lehrberufs in sich. Ihr Reich ist ein rein geistiges; es ist zwar auch an weltliche Formen gebunden, aber in deren Feststellung oder Sanctionierung lassen sie Andere hinter sich regieren, nicht über sich, weil sie vorausmarschieren und Niemanden über sich haben als Gott und ihr Gewissen. So weisen sie dem Könige und ihrem Volke die geistigen Wege. Will der König ihnen den Weg weisen, die Schulmeister schulmeistern, so muß er selbst ein größerer Schulmeister sein als sie. Das ist zwar möglich, denn die Geheimnisse der Persönlichkeit bleiben undurchdringlich, aber doch dem deutschen Lehrer gegenüber, Gott sei Dank, eine schwere Sache. Wer dies Schwere unternehmen will, kann sich nur durch die Probe als der richtige Mann erweisen.

7. Die Kultur.

Die Kultur, sagt Lagarde (D. Schr. S. 164), ist die Gesammtheit des irdischen Materials, des dauernd erworbenen Könnens und der festgewordenen Einsicht früherer Zeiten, mit welcher die Menschheit, die Nationen, die Einzelnen arbeiten". Sie ist „ein Gut, wie individuelle Begabung und persönlicher Reichthum Güter sind," aber „kein Ideal für den Einzelnen, und ebensowenig ein Ideal für ein Volk". Für die flache Anschauung unseres Liberalismus ist die Kultur das eigentlich „Weltbeglückende" geworden, nämlich (S. 299) als „die Inventarisierung und Bereitstellung der Resultate aller Jahrhunderte für die, welche diese Resultate nicht (selbst) erworben haben, und welche sie zu erwerben unfähig und unlustig wären". Lagarde aber weiß, daß lebendig nur ist, was immer wird, und (S. 289) „wir besitzen nur, was wir täglich neu erwerben; wir vermehren unseren Besitz nur, wenn wir durch Abstoßen des verbrauchten Materials früherer Tage seinem Wachsthum Platz schaffen." Was als Residuum der nicht mehr durch eigene Arbeit wachsenden Kultur heute geblieben ist, sind „der Bacillus, die Bedientenseele, Israel, — diese drei; Israel aber war das Größeste unter ihnen". Er erwartet auch keine Besserung (D. Schr. S. 313), „einmal nicht, weil die Einzelpersönlichkeit durch die Fülle des vorhandenen Kulturmaterials durchzudringen außer Stande, und dadurch für sie die Möglichkeit, zu voller Entfaltung ihres Wesens zu gelangen, fast ganz verschwunden ist: wir sind allgemach vor lauter wirklichem und eingebildetem Reichthum bettelarm geworden. Zweitens nicht, weil man amtlich das Kulturmaterial für die Ordnung der Geschäfte so benutzt hat, daß nur besonders fein empfindenden Gemüthern, nur den Wenigen, welche einsehen, daß man Nichts besitzt als das, was man selbst erwirbt, eine Arbeit überhaupt noch nöthig scheint: weil das Leben des Einzelnen so bis in's Kleinste von Amts wegen bestimmt ist, und mehr und mehr noch genauer bestimmt werden wird, daß so leicht Niemand über die Vicegötter, den Staat und die Kultur, und das Walten dieser beiden hinweg die erziehende Hand des lebendigen Gottes spüren kann." Nur ganz individuelles, ganz persönliches

Leben recht vieler Einzelner kann Rettung bringen. Die, welche durch innerlichstes Leben zuerst im Geiste den Kulturballast bewältigt haben, sind fähig zur Nationalerziehung mitzusprechen und mitzuwirken.

Aber uns liegt hier ob auseinanderzusetzen, inwieferne die überlieferte Kultur eine Macht ist, die unter allen Umständen ihren Einfluß auf die Erziehung und Lebensgestaltung der Lebenden erzwingt. Innerliche Seelen gibt es ja im deutschen Volke genug, die von vornherein durchaus nicht gewillt sind, den Werth der Kulturformen, unter denen sie leben müssen, besonders hoch anzuschlagen. Dazu kommt heute die Lebensnoth, welche in so Vielen die mitgeborne Herzenstheilnahme an unserer Kultur deshalb gänzlich abzutödten droht, weil nach ihrer Anschauung grade unsere Kulturzustände es sind, die das Leben für sie nur zu einer vieljährigen Qual des Leibes und der Seele machen. Aber selbst die innerlichsten und dabei kräftigsten und auch die verzweifeltsten dieser Seelen sind in der ungeheuren Mehrzahl gezwungen, sich den Lebensformen anzupassen, wie sie in dem ihnen durch die Geburt angewiesenen Kulturgebiete einzig möglich sind. Ja, zu Zeiten tritt an sie, ebenso wie an die Begünstigten und Zufriedenen, die Nothwendigkeit heran, zur Vertheidigung der eigenen Kultur die Waffen zu ergreifen, wenn deren Lebensformen auch ganz andere sind, als wie sie selbst sie schaffen würden, wenn sie es nur vermöchten. Da zeigt sich denn, daß die Macht der überkommenen Kultur eine gewaltige ist und weit über die Grenzen hinausreicht, die der Einzelne ihnen zugestehen möchte, wenn er einmal der Stimme der eigenen Innerlichkeit oder des eigenen Schmerzes, von äußerem Zwange ungestört, lauschen darf.

Heute nun scheint das gesammte mittlere Europa, insbesondere aber Deutschland und Oesterreich, in der Lage zu sein, demnächst die überkommene Kultur des Abendlandes gegen einen Angriff von Osten her vertheidigen zu müssen, von wo ihnen die Gefahr droht, durch eine viel minderwerthige Kultur zwangsweise beglückt zu werden. Da muß denn vor Allem in's Auge gefaßt werden, daß ein großer Theil der Slaven Oesterreichs und, in einem gewissen Sinne, auch die Magyaren dieser uns pflichtmäßig erscheinen-

den Aufgabe mit ganz andern Gefühlen gegenüberstehen als die Deutschen.

Die gesammte slavische Welt blickt mit stolzen Hoffnungen auf das „heilige" Rußland, dessen Machtstellung im Verlaufe des letzten Jahrzehnts für Mitteleuropa so gefahrdrohend geworden ist, und erhebt dem Deutschthum gegenüber Forderungen, die jeden Deutschen mit Sorge erfüllen müssen. Czechen, Slovenen, Kroaten, Serben und Morlaken verlangen den Anschluß an die russische Kirchengemeinschaft, russische Universitäten und die Einführung des Russischen als obligaten Lehrgegenstand an den Mittelschulen. Daß mit solchen Forderungen und der weiteren Steigerung, die sie in sich schließen, der Bestand Oesterreichs nicht etwa nur in Frage gestellt, sondern gradewegs bedroht ist, muß Jeder sehen. Der unschätzbare Werth des Beistandes, welchen die katholische Kirche, so wie sie ist, zur Vertheidigung der abendländischen Kultur in Oesterreich und damit auch für das Deutschthum leistet, wird Jedermann ohne Weiteres einleuchten. Auch die Bestrebung der Magyaren zur Ausmerzung der deutschen Sprache und Kultur innerhalb Ungarns sind offenkundige Thatsachen, denen gegenüber die cisleithanische Regierung ohnmächtig ist. Für die nichtmagyarischen Nationalitäten soll eine besondere magyarische Kultur die deutsche ersetzen. Die eigentlichen Ohrenbläser des magyarischen Chauvinismus sind unter den Juden zu suchen, die wohl schon den größeren Theil des Grundbesitzes, bereits intabuliert oder in der Form von Hypotheken, in Händen haben. Während diese aber die Magyaren in der gänzlichen Ausmerzung der deutschen Sprache aus Amt, Schule und womöglich auch aus der Kirche — denn sie sind vielfach Kirchenpatrone — unterstützen und dazu anspornen, lassen sie ihren eigenen Nachwuchs fleißig Deutsch lernen, sodaß sie schon für die nächste Generation die einzigen Vermittler zwischen der neuen magyarischen und der alten deutschen Kultur sein werden, — denn die deutschen Landsassen sind meist Kleinbauern und hierzu weniger geschickt. Die vollste Theilnahme des gesammten Deutschthums aber sollten vor Allem die Bedrängnisse erregen, in welchen sich das bisher unabhängige Schulwesen der deutschen Sachsen Siebenbürgens gegenüber der magyarischen Vergewaltigung befindet.

Der Rückfall Ungarns in das Asiatenthum ist aber für die deutsch-österreichischen Gesammtzustände von größter Bedeutung. Zunächst hat man die Wirkung ins Auge zu fassen, welche die Ausmerzung der deutschen Sprache in Transleithanien auf die Armeesprache haben muß. Bekanntlich war es aber die kleindeutsche Politik, welche die Magyaren entdeckt und benutzt hat. So sehr sich die unterdrückten Nationalitäten, darunter zwei Millionen Deutsche, seit mehr als zwanzig Jahren dagegen wehren, mit den durch eigenen Schweiß erarbeiteten Mitteln dazu beitragen zu müssen, daß ihr Nachwuchs mit Verlust seiner Besonderheit (Individualität) in dem trüben Binnensee einer erst neu zu schaffenden magyarischen Kultur untergehe, den Israel mit großen Löffeln umrührt und ausfischt, so hat doch bis jetzt kaum Einer oder der Andere außerhalb Ungarns einen Finger gerührt, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen oder ihren Peinigern ein Halt zuzurufen; — Lagarde freilich hat schon seit Jahren auch hierin seine Pflicht gethan, wie man aus seinen „Deutschen Schriften" ersehen kann. Der deutsche Michel muß bekanntlich sehr lange und ziemlich grob gepufft werden, bis er warm wird. Dann wird er gefährlich. Die dem Deutschthume feindseligen Nationalitäten, insbesondere jene, welche sich mit ihm näher berühren, sollten sich eine deutliche Vorstellung davon machen, daß es einen Punkt gibt, in welchem der Deutsche am wenigsten Spaß verträgt und am raschesten bei der Hand ist, seine Ansicht geltend zu machen: Er verträgt nicht die Berührung mit Vertretern einer niedrigeren Lebensanschauung und Kultur, welche den Anspruch erheben, diese niedere Anschauung zum gestaltenden Prinzipe im Bereiche seines näheren Gesichts- und Interessenkreises zu machen. Er gesteht von vorne herein Jedem gleiches Recht zu und gibt sich gerne zum Lehrer Anderer her, aber die Rolle eines Lehrers, der zugleich Prügelbube, zuletzt nur mehr Prügelbube sein soll, erträgt er nicht lange.

Unter allen Umständen aber hat das deutsche Volk, um seinen Aufgaben dauernd Genüge leisten zu können, sich die Selbstbescheidung zu wahren, damit es ihm weder ergehe wie den Römern, die das römische Gesetz zum Prinzip der Weltordnung und den kaiserlichen Vertreter desselben zum Gotte gemacht, noch

wie den Juden, welche die Aneignung des sittlichen Heiles und das auf diese begründete Recht zur Weltherrschaft an ihren Stammbaum geknüpft haben. Das Leberecht der Anderen nach dem mit ihrem Blute empfangenen Gesetze muß geachtet werden, sofern es das gleiche Recht Anderer nicht läugnet. Auch von den Nationen gilt, was Lagarde von den Sprachen sagt: „Für mich ist die Sprache Ausdruck einer Psyche, jede Sprache der Ausdruck einer andern Psyche, und jede Psyche der Gegenstand einer Erziehung durch Gott, also eines Werdens. Da heißt es, auch in andern Nationen das immer noch Werdende als ein Gottgewolltes ehren. Das Todte muß ausgeschieden, das frech Uebergreifende niedergeworfen werden. Im aufgedrungenen Kampfe um die Selbsterhaltung tritt das Leberecht des durch Gottes Führung zu einem besonderen Wesen erzogenen Volksthums zu Tage, und in der Kampftüchtigkeit und Freudigkeit zur Vertheidigung des Leberechtes Aller, die eines guten Willens sind, liegt der Beruf zur Führung Anderer. „Unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes, mitten im Hasse und der Eitelkeit, ein Leben auf du und du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber Allem, was nicht göttlichen Geschlechtes ist." (Lag. D. Schr. S. 97).

Das hier Gesagte genügt, um dem Leser zu verdeutlichen, daß unsere christlich-abendländische Kultur, so wie sie ist, für uns eine erziehende Macht bildet und vertheidigt werden muß. Daß dies in unserem Sinne nur geschehen kann, wenn sie nicht als Abgeschlossenes, sondern, im Sinne Lagardes, als Werdendes und Wachsendes, in ihrem lebendigen Theile täglich neu zu Erwerbendes betrachtet wird, muß aus dem Vorangegangenen einleuchtend geworden sein. Das Aufkommen der sie bedrohenden Potenzen, von welchen hier nur einige Spezimina aufgeführt sind, ist eben Beweis dafür, daß sie sich verjüngen muß, in dem Einzelnen und im deutschen Volksganzen, und für das Ganze fällt hiebei die Hauptarbeit der Schule zu.

III. Die Behelfe der Schulung.

Ueber die Behelfe der Schulung sei hier nur Weniges gesagt, was zwar zum Allerwichtigsten für die Volksschulung gehört, aber der heute vorherrschenden Anschauung kaum oder gar nicht gegenwärtig zu sein scheint. Auf Vollständigkeit wird hier des beschränkten Raumes wegen am allerwenigsten Anspruch gemacht.

1. Mathematik und Naturwissenschaft.

Ueber den Nutzen des rein formalen mathematischen Unterrichtes ist hier Nichts zu sagen, da alle Vernünftigen darüber einverstanden sind. Leider gibt es nicht viel Lehrer, die hier das Wesentliche dem jugendlichen Geiste anschaulich zu machen verstehen. Es kommt vor, daß in den untersten Gymnasialklassen der Lehrer, der ein Mann von verbreiteterem Wissen sein mag, die mathematische Begabung eines Schülers nur gering veranschlagt, der zweite, vielleicht ein guter Philologe, ihn sogleich hervorzieht und ihm die beste Note gibt, der nächste Lehrer, Mathematiker von Fach, ihn gar für ein mathematisches Genie erklärt, der Letzte aber, gleichfalls Fachmann, ihn wieder für einen Dummkopf ansieht. Diese Verschiedenheit der Beurtheilung ist aber lediglich durch die persönliche und sachliche Behandlung des Lehrers verursacht. Auch ist gerade bei den Mathematikern wohl am seltensten eine richtige Vorstellung vom Verhältnis der rein formalen Wissenschaften zu den geschichtlichen zu finden. Ein namhafter Mathematiker meinte einmal: die Historiker möchten doch endlich daran denken, ihren Sätzen jene Festigkeit zu verleihen, welche die Mathematiker den ihrigen schon längst zu geben gewußt hätten. — Todte Form und organisches Leben! Jene wird nicht einmal durch das bewegte Unorganische je rein dargestellt, geschweige denn durch organisch Lebendiges. Gänzlicher Mangel an Einsicht in das Wesen des Historischen verbindet sich bei Mathematikern, Physikern, Naturforschern und selbst Medizinern leicht mit dem Wahne, daß das geschichtlich Gewordene sich von heute auf Morgen wie mit dem

Schwamme wegwischen und durch Neukonstruktion ersetzen lasse, was doch für Lehrer der Jugend eine recht schlimme Eigenschaft ist und schon manchem ihrer Schüler verhängnisvoll geworden sein mag.

„Das Erwerbsleben des Volkes ruht auf der Mathematik und den Naturwissenschaften: die Söhne der höheren Stände sollen ein Urtheil darüber gewinnen, in welcher Weise es dies thut. Sie brauchen, wenn sie nicht Techniker oder Landwirthe werden, die ihnen auf der Schule gewiesenen Pfade nicht zu Ende zu gehen: sie sollen aber ihre Richtung kennen, um den, stets auch nach den zu überwindenden Hindernissen zu bemessenden ethischen Werth der auf ihnen zu einem Ziele fortschreitenden Mitbürger (d. i. der durch ihr eigenes Wohl dem Wohle des Ganzen dienenden Volksgenossen) beurtheilen zu lernen. Sie sollen Mathematik und Naturwissenschaften kennen lernen, um die verächtliche Einbildung fahren — lieber noch — nicht aufkommen zu lassen, daß Naturforscher und Industrielle nicht ebenso gut wie die der Sprachen und Literaturen und der Geschichte Kundigen in ihrer Art ideal gebildete Menschen sind. (In Jedem muß das Ideal des Volksthums als wirksam vorausgesetzt werden; quisquis praesumitur bonus; hier ist, wie es im Koran heißt, „jeder Argwohn Sünde"). Während Geschichte und Literatur nur auf der Universität gelehrt (im eigentlichen Sinne) werden dürfen, und die Schule auf das Studium dieser Wissenschaften nur vorbereitet, ist in Betreff der Mathematik und der Naturwissenschaften die Schule wahrscheinlich im Stande, für weitaus die meisten Menschen Abschließendes zu leisten. (Dies ist der entscheidende Gesichtspunkt.) Sie zeigt in Betreff dieser Dinge nur den Pfad, auf dem man in ungemessenen Weiten weiter gehen wird, und sie legt sich diese Beschränkung gerade darum auf, weil Mathematik und Naturwissenschaften für menschliche Augen wenigstens vorläufig keine Grenze ihrer Ausdehnung haben, und sie darf gar nicht den Glauben hegen, die vorhandenen Thatsachen zu erschöpfen, während Geschichte und Literatur endliche Gebiete, Gebiete, die hinter uns liegen, sind, auf denen aber der Mensch die Hauptsache ist." (Güßf. S. 24.) Hiervon sei im folgenden Abschnitt die Rede.

2. Natur und Geschichte.

Die Vorstellung einer inneren unauflöslichen Verbindung von Ursache und Wirkung geht nur im Geiste des Menschen vor, sie ist eine sittliche (ethische) Thatsache. Das gesammte Denken des Menschen, so weit es sich nicht lediglich auf die Vorstellung oder Verdeutlichung formaler Verhältnisse bezieht, besteht aus Reihen und Gruppen solcher ursächlichen Verbindungen ethischer Natur. Aus dem rein ethischen Gebiete von Schuld und Strafe, Tugend (d. i. in das ethische Leben Taugendes) und Belohnung wird diese Vorstellung eines Kausalnexus zuerst auch auf den Zusammenhang zwischen den natürlichen (physiologischen) Vorgängen im Menschen selbst, mit welchen sich in unserem Geiste stets auch ethische Vorstellungen verbinden, übertragen, dann auf die seelischen und physiologischen Vorgänge im Thiere, zuletzt auf die mechanischen, chemischen und physikalischen Vorgänge in der äußeren Natur. Im eigentlichsten Sinne verstehen und begreifen kann der Mensch nur die in ihm selbst sich abspielenden sittlichen Vorgänge, weil hier Anfänge, Verbindungsglieder und Endpunkte in unauflöslichem Nexus stets klar vor dem geistigen Blicke schweben oder ihm bewußt sind, d. h. sein Geistesleben selber ausmachen. Diese Art von Verständnis kann den äußeren natürlichen Vorgängen gegenüber nicht stattfinden; das Geheimnis des sittlichen Lebens offenbart sich dem Geiste in jedem Augenblicke; das Geheimnis der mechanischen und chemischen Vorgänge bleibt ihm stets ein dunkles Räthsel. Alles weitere Vordringen in der Erkenntnis natürlicher Erscheinungen und ihres thatsächlichen Zusammenhangs, d. h. ihrer Aufeinanderfolge in der Zeit, nähert uns dem Ziele nicht, das als verhüllte Sphinx stets gleich weit dem Auge entrückt bleibt. Der Uebersprung vom Ausgedehnten und Schweren zum Denkenden und Empfindenden vollzieht sich im Reiche des Bewußtseins niemals. Aber selbst hier fühlen wir uns gezwungen, teleologisch zu denken, d. h. diesen Thatsachen göttliche Zwecke unterzulegen, und die höchste Weisheit und Liebe des Schöpfers zu erkennen, der dem Menschengeiste in der Betrachtung der Natur und in Verfolgung ihrer Räthsel eine Arbeit vor die Sinne gestellt hat, die in alle

Ewigkeit ihren Stoff nicht bewältigen wird. So sind wir auf alle Fälle vor der Langweile gesichert, die zur Verzweiflung führen müßte. Und stellen wir uns selbst vor, daß der ganze Gang des natürlichen Werdens, angefangen von den Strömungen isolierter Aetheratome, die den Weltenraum füllen sollen, durch das Entstehen von Sonnen und Planeten bis zur Bildung einfachster organischer Lebewesen und bis zu deren Ausbildung zum Menschen hindurch in absehbarer Stufenreihe uns deutlich vor Augen gestellt werden könnte, so würde doch nur der Mensch selbst wieder als Abschluß, Ziel und Zweck dieses Werdegangs, und der ethische Inhalt seines Bewußtseins als höchste Frucht alles Seins erscheinen können. Hieran vermag kein Fortschritt der Naturwissenschaften etwas zu ändern. Das Gesetz der Forschung, welches dem Forscher verbietet, so lange er eben forscht, von irgend welcher teleologischen Voraussetzung auszugehen, geht den Nichtforscher Nichts an.

Im naturgeschichtlichen Unterricht kann es also durchaus nicht Zweck des Lehrers sein, in seinen Schülern das Staunen über die Wunder der Natur durch eine sogenannte Klarheit ersetzen zu wollen, die sich über alle Naturwunder und schließlich über die Natur selber erhaben dünkt und den Lehrer verführt, wenn er seinen Schülern ein Experiment vormacht, eine Miene anzunehmen, als ob er die Natur kommandiere. Er muß ihnen vielmehr beibringen, daß diese sogenannte Klarheit weiter Nichts ist, als eine durch die Häufigkeit und Regelmäßigkeit der betreffenden Erscheinungen gewonnene Vertrautheit mit denselben, die sich des weiteren Nachdenkens entschlägt und darum auch, wenn Unerwartetes eintritt, nicht vor der Wiederkehr jener Dumpfheit schützt, die der naturgeschichtliche Unterricht nur in der rechten Verbindung mit den Geisteswissenschaften für immer verbannen kann. Er muß ihnen die Wahrheit des Lessing'schen Ausspruchs begreiflich machen:

> Das ist der Wunder größtes, daß diese Wunder uns
> Alltäglich werden sollen, werden können.

Er muß sie in die Stimmung versetzen, für welche die einfachste Erscheinung der Gravitation, wie der Fall eines Apfels, als Goethe'sches „Urphänomen", eine Quelle freudigen Staunens und unerschöpflicher Seelennahrung ist. Diese Stimmung ist die

der eigenen Natur des Menschen angemessene, und sie schützt ihn, mag er noch so reich an erworbenen Vorstellungen sein, nicht nur vor der Langeweile, sondern auch vor jener Suffisance, die man heute dem deutschen Professorenthum zum Vorwurf macht. Es ist ein gutes Zeichen, daß so Manchem ob seiner Gottähnlichkeit schon bange wird.

Diese Stimmung wird aber in der Jugend erzeugt, indem man ihr klar macht, daß der Begriff der Kausalität nur ein ethischer ist, und nur kindlicher Weise auf äußere Vorgänge übertragen wird. Dies begreiflich zu machen, ist aber auch schon bei Kindern von zwölf bis vierzehn Jahren sehr leicht, indem man ihnen einen von ihnen selbst des öfteren erlebten seelischen Verlauf — dies Wort im Sinne von Lessing's Dramaturgie genommen — nach Anfang, Fortgang und Abschluß verdeutlicht, und dann zeigt, daß in den äußeren natürlichen Vorgängen ein ähnlicher, von uns seelisch nachzuempfindender Zusammenhang von Ursache, Wirkung und Abschluß nicht vorhanden sein kann, abgesehen davon, daß in der Natur ein Abschluß überhaupt nicht vorkommt.

Diese Stimmung gegenüber der Natur gibt aber auch erst den rechten Boden ab, um das ethische Leben, das ja erst hiedurch als ein besonderes scharf abgegrenzt hervortritt, richtig beobachten zu können, wobei selbstverständlich dessen dunkler Zusammenhang mit dem natürlichen Leben des Leibes nicht geleugnet, vielmehr ebenfalls als unerschöpflicher Gegenstand der Forschung von den Berufenen im Auge behalten werden soll.

Bekanntlich faßt der Mensch selbst die Dauer seines Lebens als eine kurze Spanne Zeit auf, und die Zeit, welche für die Schule zu Gebote steht, ist erst recht kurz. Es handelt sich also für die Erziehungsfrage darum, das Wesentliche scharf hervortreten zu lassen und ihm die herrschende Stellung anzuweisen, es so mächtig zu machen, daß ihm die Lebensgestaltung von selbst zufällt. Aus dem Gesagten ist aber wohl deutlich geworden, daß der wichtigste „Gegenstand" für die Schulung jugendlicher Köpfe nicht ein so minutiöses Wissen um die Natur sein kann, wie es der heutige Lehrplan erreichen will, sondern das Wissen um das ethische Wesen des Menschen in seiner zeitlichen Entfaltung, — nicht die Natur-

geschichte, sondern die Menschengeschichte, die sich, da der Mensch ein geselliges Wesen, ein ζῶον πολιτικόν ist, in den Geschicken der kleineren und größeren religiösen und politischen Gemeinwesen abspielt.

Aber auch für die Menschengeschichte muß von vornherein gesagt werden, daß Alles, was die Urgeschichte der Menschheit betrifft, scharf abzutrennen und dem jugendlichen Geiste fernzuhalten ist, da es denselben nur verwirren und sein Gefühl für die Bedeutung des Ethischen, wie es erst in der hellen Geschichte hervortritt, in einer Weise abzustumpfen vermag, die dem Einzelnen verhängnißvoll werden kann. Es ist hier vor Allem festzuhalten, daß für den Jugendunterricht nur klare und deutliche Vorstellungen verwendbar, daß aber solche Vorstellungen in Betreff der Entstehung des Menschen auf der Erde durchaus nicht zu beschaffen sind. Selbst wenn die von Häckel und andern aufgestellten Reihen, welche die Entwickelung des genus homo sapiens aus dem einfachsten Bathybius darstellen sollen, als vollkommen richtig und ganz und gar erschöpfend erscheinen müßten, so würde dies an der Thatsache Nichts ändern, daß die Urzustände des Menschen als solchen für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben, und zwar schon aus dem Grunde, weil die Kategorien und Begriffe, deren wir uns heute bei der Besprechung menschlicher Verhältnisse bedienen müssen, nur auf die helleren Zeiten der Menschengeschichte passen, an deren Schwelle sie Form und Inhalt abschließend erhalten haben.

Unser heutiges Begriffs- und Sprach-Inventar deckt sich nur mit den Zuständen und Wahrnehmungen des Kulturmenschen. Auch die Versuche der vergleichenden Sprachwissenschaft, den Schleier von der Urgeschichte des Menschen, als eines denkenden und gesellig mittheilsamen Wesens, zu lüften, können aus diesem Grunde nicht über eine den heutigen Zuständen vergleichsweise noch sehr naheliegende Grenze vordringen. Zwar kann diese Wissenschaft noch sehr viel leisten, indem sie — womit ja schon in den allgemeinsten Umrissen begonnen worden ist — die Geschichte unserer Begriffe an der Hand des aus der hellen Menschengeschichte vorliegenden Materials beleuchtet: — so wäre z. B. eine wissenschaftliche Behandlung der in den verschiedenen Sprachen verwendeten Ausdrücke für den Kausalitätsbegriff nach ihrem ursprünglichen sinnlichen In-

halt und nach ihrer späteren übertragenen Bedeutung grade deshalb von großem Werthe, weil sie am geeignetsten ist, der Ueberschätzung unseres Denkens entgegenzuwirken; — aber die Sprachwissenschaft kann nicht Urzustände aufhellen, für welche die Terminologie, deren sie sich heute bedienen muß, keine Maßstäbe abzugeben vermag. Auch sie muß innerhalb der Grenzen der zeitlichen „Heimath" bleiben, und jene Urzustände sind dem Menschen nicht heimathlich; er kann sich in ihnen nicht heimisch fühlen, ohne darüber den Sinn für die heutige Heimath nach Raum und Zeit zu verlieren, — am allerwenigsten aber kann dies die Jugend. Für das Kind beginnt die Menschengeschichte mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde und formte den Menschen aus Erde und blies ihm von seinem Odem ein und lehrte ihn die Sprache und gab ihm die Engel zu Gefährten." Lagarde sagt: „Adam und Eva in der von der heutigen Orthodoxie (wie von der Anthropologie) gelehrten Daseinsform wären Thiere gewesen: die alte Kirche hat daher sehr richtigen Takt für das Wesentliche gezeigt, als sie ihnen Gott und die Engel als Umgang zuwies, da sie nur durch den Umgang mit Wesen, die mehr waren als sie, Menschen werden konnten." Es sind bekanntlich nicht die Juden, welche diesen Mythus erfunden haben; er ist viel älter als der mythische Abraham und gibt den Beweis, daß auch vor vier und mehr Jahrtausenden die gebildeten Menschen sich der Grenzen bewußt waren, über welche die geschichtliche Forschung nicht hinauskann. Des heutigen Menschen Geistesheimath ist der mittels heutiger Begriffe und Anschauungen aufgehellte Theil der Geschichte. Der Lehrer freilich sollte sich in der Nähe der Grenzen bewegt haben, welche die Helle vom Dunkel abscheiden. Auch hier wird die Vorstellung von der Unerreichbarkeit der Anfänge zur Seelennahrung und weist auf die Heimath zurück.

3. Die Geschichte des klassischen Alterthums und der Geschichtsunterricht überhaupt.

Die Kenntnis und denkende Erwägung der Geschichte der Griechen und Römer ist für uns Heutige deshalb von so großer Wichtigkeit, weil in ihr der Verlauf der Geschichte zweier, uns selbst

dem Blute nach nahverwandter Volksthümlichkeiten und der von ihnen geschaffenen Bildung sowie ihrer Staatswesen in allem wünschenswerthen Detail als ein abgeschlossenes Ganze vor Augen liegt, in welchem, eben weil er abgeschlossen ist, der absolute Werth des ethischen Gesetzes und der relative Werth der persönlichen Eigenschaften und Willensrichtungen, sowie der in Genossenschaften und politischen Parteien verkörperten Strebungen, in ihrem gegenseitigen Kampf-Verhältnis aufgefaßt, richtig hervortritt. Wären z. B. die altägyptische und die altbabylonische Geschichte, die ja auch abgeschlossen sind, in ihrem Detail uns ebenso bekannt, wie die griechisch-römische, so würde uns das wenig nützen, weil die betreffenden Volksthümlichkeiten durch ein ganz anderes Ethos bewegt wurden. Das Blut spricht eine deutliche Sprache nur zum verwandten Blute. Die Geschichte der auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten Staatswesen ist heute noch nicht abgeschlossen, ja ihr Abschluß noch ganz unabsehbar. Es ist also Nichts vorhanden, was den Nutzen der griechisch-römischen Geschichte für unsere eigene Schulung ersetzen könnte. Freilich sagt man, daß alle rückschauende Betrachtung lähmte; daß das im eigenen Blute lebendige Gesetz den Völkern im Kampfe um's Dasein die einzig richtigen Wege weise; daß es sich insbesondere heute darum handle, dem deutschen Volke eine neue Jugend zu geben, die nur der Trunk aus dem eigenen Lebensborn verleihen könne. Wer ist aber heute so waffen- und geistesmächtig, daß er wagen dürfte, die Anker zu lichten, die den Geist des deutschen Volkes, als eines Gliedes in der Völkerfamilie des alten Europa, auf dem Allen gemeinsamen Untergrunde festhalten? Das hieße doch, die bisher mit gleicher Speise genährten Geister einander in einem Grade entfremden, daß auch die politischen Wirkungen ganz unberechenbar wären. Dann wäre wohl einzig im Sybel'schen „Schlagen, schlagen und wieder schlagen!" das Heil zu suchen. Wer aber ist's, der die Kriege regiert? — Die besondere Wichtigkeit der deutschen Geschichte irgendwie in Abrede zu stellen, kann ja dem Verf. dieser Schrift gar nicht einfallen.

Es kommt aber noch ein Grund hinzu, der für alle christlichen Völker Europa's und, ihrer Weichheit und Bestimmbarkeit wegen,

grade für die Deutschen von der höchsten Wichtigkeit ist. Er wurzelt im Verhältnis des arischen Wesens zum Semitenthum, des Europäerthums zum Asiatenthum.

Die Geschichte der Griechen wird im Großen durch den Kampf gegen die Perser und andere Asiaten, die der Römer durch den Kampf gegen Karthago gestaltet. Die Karthager waren punische Semiten; das persische Staatswesen war, abgesehen von seinen semitischen Verbündeten und Unterthanen, schon durch sein Verhältnis zu den älteren vorderasiatischen Kulturstaaten semitisiert. Der Kampf war ein materieller und ein geistiger. Der materielle Kampf zwischen Ariern und Semiten war ein Krieg festsäßiger Bauernvölker gegen die Kapitalsmacht nomadischer Kaufleute; der geistige Kampf war wesentlich ein Kulturkampf der durch die Festsäßigkeit geförderten sittlichen Ideale des Ariers und seines von diesen gleichbleibenden Idealen beherrschten stätigen Denkens gegen die Idealloſigkeit und das durch diese bedingte fragmentarische und tumultuarische Denken des nomadischen Semiten. Der materielle Kampf ist in der klassischen Zeit durch die Zurückweisung der Perser und das Unterliegen Karthagos zu Gunsten des Arierthums entschieden worden. Später sind Hellenen wie Römer durch Orientalisierung zu Grunde gegangen. Das christliche Mittelalter hat den semitischen Islam nicht eigentlich besiegt, aber ihn doch so weit, als unumgänglich nöthig war, sich vom Leibe gehalten. Erst heute entscheidet sich vor unseren Augen die endgiltige Niederlage der politischen Macht des Islam. Aber hier kann es sehr leicht heißen: Causa victrix victa causa. In demselben Maße, in welchem der muslimische, d. h. durch die Araber gänzlich semitisierte Orient materiell von Europa abhängig wird, in demselben Maße wächst durch die steigende Berührung und Durchdringung beider Theile die Gefahr, daß das arische ethisch-ideale Denken semitisiert wird. Nie und nimmer wird das Schlechtere durch Berührung mit dem Besseren besser gemacht; wohl aber ist das Gegentheil ganz sicher wahr. Der müßte doch mit Blindheit geschlagen sein, der in den letzten vierzig Jahren die Wahrheit dieses Satzes nicht erkannt hätte. Dem Volke der Denker und Dichter wird heute sein Denken und Dichten durch Semiten besorgt, die ihm gleich-

zeitig in unbehinderter Uebung der durch zwei Jahrtausende nicht vergessenen punischen Praktiken und Usancen den Säckel leert und seinen Besitz, d. i. das vor Jahrtausenden von ihm Besetzte und festsässig Besessene, mobilisieren, wie es das Gesetz der Wüste erheischt. Dieser gefahrvolle Zustand läßt sich nur aus einer Art Verblödung erklären, welche ihren Grund darin hat, daß der Arier seinen semitischen Landsassen dieselben Ideale beimißt, die sein eigenes Denken und Handeln beherrschen, und daß er sich von der Verwirrung noch nicht erholt hat, in welche ihn die seine Voraussetzung Lügen strafenden Thatsachen versetzt haben. Auch hier kann nur die Heimathskunde retten.

Der ideelle Kampf gegen das Semitenthum ist aber seiner Zeit siegreich durchgefochten worden von den Griechen. Sokrates ist es, der im geistigen Befreiungskampfe gegen das semitische oder semitisierte Sophistenthum, das von Asien und vom karthagischen Sizilien herüberdrang und das arisch-hellenische Denken beengte und bedrängte, ebenso wie heute das Judenthum unter uns thut, die Gemeingiltigkeit der Begriffe feststellte und so den festen Boden für „gesunde" Urtheile wiedergewann, den die Sophisten untergraben hatten, für die es ein gemeingiltiges Urtheil nicht gab. Sein Schüler Plato verwandelte die sokratischen Begriffe in die „ewigen Ideen", und Aristoteles diese Ideen in die göttlichen Zweckgedanken, die unserem, d. h. dem arischen Denken bis heute die Bahn gewiesen haben wie ewige Leitsterne. Wer wollte nun heute, wo dieser hellenische Sieg vergeblich errungen scheint, dem abermals vom Semitenthum beherrschten deutschen Volke die Quelle verwehren, aus welcher doch die Früchte jenes Sieges ihm zugeströmt sind, indem er dem zum Regieren bestimmten Theile der deutschen Jugend den Trunk aus ihr versagt?

Denselben Nutzen aber, den uns der geistige Zusammenhang mit dem alten Klassizismus im Kampfe gegen das Semitenthum gewährt, ja vielleicht noch größeren, wird uns dieser Zusammenhang später im unvermeidlichen Kampfe mit dem Geist des Chinesenthums gewähren, dessen Wesen auf ganz anders gearteten natürlichen und geschichtlichen Grundlagen beruht als das unsere, und es ist auch schon vielfach darauf hingewiesen worden, daß er uns heute in

unserer Stellung zu dem jugendlich ungeschlachten Amerika, welches der klassischen Schulung entbehrt und weiterhin entbehren will, von Vortheil ist. Wer in Europa sollte nicht wünschen, der transatlantischen Jugend, dem zur Verjüngung genöthigten oder zum Untergang verurtheilten Chinesenthum und dem vor unsern Augen zerfallenden Semitenthum ein verjüngtes Europa gegenüberstellen zu können, und welcher Deutsche sollte nicht wünschen, daß diese Verjüngung von Deutschland ausgehe? Lagarde sagt: „Wir stehen entweder vor einer neuen Zeit, oder vor dem Ende aller Zeit.“ Ein Zurückgehen auf die eigene Volksnatur ist gewiß von Nöthen; aber wer darf die Verantwortung übernehmen und die Wege nach rückwärts abschneiden?

Sicherlich ist die heutige Verwilderung der Geister, soweit sie auch die an Gymnasien ausgebildete Jugend ergriffen hat, nicht trotz der klassischen Schulung, sowie sie früher besorgt wurde, eingetreten, sondern weil diese Schulung seit etwa vierzig Jahren in einem ganz andern Geiste durchgeführt wurde als früher, nämlich mit Anwendung des für den Jugendunterricht überhaupt unzulässigen Fachlehrersystems, durch die Anwendung einer falschen philologischen Methode für Griechisch und Lateinisch, dann durch die Ueberhäufung mit Lehrstoff überhaupt, in welchem dem mathematischen und naturgeschichtlichen Unterricht eine zu große Rolle zugewiesen war, und endlich durch das Berechtigungssystem, welches die Gymnasien mit untauglichem Material überfüllt hat. Lagarde sagt (Güßf. S. 16): „Was jetzt in Preußen — und weil in ihm, im ganzen Deutschland — Gymnasium heißt, ist keine Anstalt, auf der humanistische Bildung mitgetheilt wird, und darum sind auch die jetzt schon für die blödesten Augen sichtbaren Folgen der Gymnasialbildung nicht geeignet, die humanistische Bildung in Mißkredit zu bringen. Diese Gymnasien bilden ja nicht, was sie als Humanistenschulen thun müßten, durch lateinische und griechische Sprache und Literatur, sondern (in Folge der herrschenden Anschauung über allgemeine Bildung) durch omne scibile in der Art, daß für den doch die Mehrzahl der Menschen ausmachenden Mittelschlag nur Unwissenheit und gähnender Ekel vor allem Lernen das Ergebnis der neun Jahre Gymnasium sind.“

Trotz all der Fehler aber, die gemacht worden sind, besitzt selbst die heutige Generation der auf den Gymnasien Erzogenen noch so große Vorzüge vor allen Andern, daß sie in der Praxis von den Regierenden thatsächlich anerkannt werden. Es ist ja bekannt geworden, daß in Preußen gegenüber den in den letzten Jahren von ministerieller Seite gemachten Bemühungen, um den Abiturienten der lateinlosen Oberrealschulen den Zutritt zu höheren Aemtern zu bahnen, von Seiten der obersten Verwaltung der Posten, des Steuerdienstes, des Berg- und Forst-Wesens, des Staatsbaufaches, des Kriegsministeriums, des Veterinärwesens u. s. w. entschiedener Widerstand entgegengesetzt worden ist, und der Minister selbst hat ihnen dann auch, im Widerspruch mit früher geäußerten Wünschen, die Zulassung zur zahnärztlichen Praxis versagt. Das sind doch die sprechendsten Beweise selbst für den restlichen Werth der in den letzten Jahrzehnten so tief herabgesunkenen Gymnasien. Wenn trotzdem der § 8 des endgiltigen Beschlusses der Berliner Schulkonferenz besagt: es sei zu „erstreben", daß eine „möglichst" gleiche Werthschätzung der realistischen Bildung mit der humanistischen „angebahnt" werde, so sind das Ausdrücke, die in ihrer Verbindung sich nur aus begreiflicher Verlegenheit erklären lassen.

Um aber abschließend nochmals auf das Verhältnis zwischen Hellenenthum und Semitenthum, insofern es für die Schulung wichtig ist, zurückzukommen: will man etwa die Hellenen aus den Schulen entfernen und das Alte Testament oder die sogenannte biblische Geschichte drinnen lassen, die doch von uns selbst nur nach den Forderungen des arisch-hellenischen Geistes gedeutet werden und nur insofern für uns Sinn haben, während ihnen der Jude einen ganz anderen Sinn unterlegt, so weit entfernt von unserer Auslegung wie die Hölle vom Himmel! Merke man: Christus und Sokrates sind die beiden Personen, die der Jude und der Semite überhaupt nicht verdauen kann, und an denen er stirbt. Unsere abendländische Kirche ist geistig viel mehr von der griechischen Auffassung des Alten Testaments abhängig als von diesem selbst. „Unsere Religion, soweit eine solche noch vorhanden ist, wurzelt nicht in Palästina, sondern in der westeuropäischen Kirche, die nicht das Alte Testament, sondern die Gedankenreihen hellenistischer

Juden nicht sowohl selbst aufgenommen, als von der diese Ideen berücksichtigenden griechischen Kirche des Orients überkommen hat." (Güßf. S. 15). Da das Judenthum heute unter uns wieder mächtigen Einfluß gewonnen hat, so gehört auch diese Einsicht mit zur Heimathskunde. Für die Rothhäute und die Mondbewohner wird sie gleichgiltig sein.

Was die Methode des Geschichtsunterrichts überhaupt anlangt, so stellen wir hier Urtheile v. Treitschke's und Lagarde's neben einander. Treitschke ist der Meinung, daß an den Gymnasien nicht zu wenig, sondern zu viel Geschichte gelehrt werde. „Was verlangen wir denn von einem angehenden Studenten, wenn er die ersten historischen Kollegien mit einiger Aussicht auf Erfolg hören will? Er soll die entscheidenden Thatsachen der Weltgeschichte sicher im Kopfe tragen; die Jahre der frischen Empfänglichkeit des Gedächtnisses müssen natürlich benutzt werden, um dem Schüler die wichtigsten Namen und Jahreszahlen für immer einzuprägen (was Alles selbstverständlich nur geschehen kann, indem man der Zeitfolge nachgeht, nicht indem man sie umkehrt); und diese summarische Uebersicht haftet um so fester im Gedächtnis, je weniger sie mit Einzelheiten überladen ist. Er soll sodann jenen Enthusiasmus mitbringen, welchen Goethe als die schönste Frucht des historischen Unterrichts bezeichnet, das will sagen: Ehrfurcht vor Männer- (auch vor Frauen-) und Völkergröße, einiges Verständnis für die Dimensionen der Menschen und der Dinge, und dies Gefühl wird am sichersten erwirkt, wenn man die Jugend unter den Heldengestalten des klassischen Alterthums und unter denen des eigenen Volkes recht heimisch werden läßt. Er soll endlich besitzen, was man historischen Sinn nennt: eine Ahnung der Wahrheit, daß jede Nation und jede Zeit mit ihrem eigenen Maße gemessen werden muß, und zugleich die Einsicht, daß unser Leben nicht von gestern stammt, sondern mit tausend Fasern in einer fernen Vorzeit wurzelt; aber auch diese Erkenntnis erwirbt sich der Schüler fast von selbst (ganz richtig!), wenn er lange und mit Liebe in der antiken Kulturwelt verweilt (viel liest), die der unseren so fremd und doch noch so lebendig ist (in unserer eigenen Kultur). Alle Geschichte ist zuerst politische Geschichte; lange historische Vorträge vor Schülern, welche von dem

Wesen des Staates noch Nichts ahnen, werden fast immer flach und dilettantisch. Vollends von den großen geschichts-philosophischen Fragen: ob es historische Gesetze gibt? ob Menschen die Geschichte machen? (o Jammer!) — darf der Schüler noch kein Wort erfahren. Nimmt die Schule der Universität zu viel vorweg, hat der angehende Student schon zu viel wohl abgerundete Urtheile über den Kampf der beiden Schwerter, über Cromwells auswärtige Politik, über den Bonapartismus gehört, dann gelangt er leicht zu dem Wahne, daß die Krone der historischen Wissenschaft, die Geschichtsdarstellung, nur eine angenehme Unterhaltung sei, und so bilden sich jene bedauernswerthen altklugen Spezialisten, die schon im zweiten Semester zu vornehm sind, um ihren Ranke zu lesen, und nur noch die Paläographie oder irgend eine andere Hilfswissenschaft als eigentliche Geschichte gelten lassen. Von den drei historischen Lehrstunden des neuen Lehrplanes kann mindestens Eine ohne Schaden entbehrt und dem Latein oder auch dem Turnunterricht zugelegt werden." (Ganz richtig!) Aber auch in diesen Urtheilen tritt der Geschichts*forscher* zu sehr in den Vordergrund, und zwar der nach neuestem Zuschnitt. Von Ranke ist unsere unmaßgebliche Ansicht, daß er zwar auch auf größere Zusammenhänge durch geistreiche Apperçus Licht wirft, im Ganzen aber Kabinetspolitik gibt und schon für die eben heranwachsende Generation der nöthigen Tiefe entbehrt. Auch in der eigentlich kleindeutschen Geschichtschreibung, welcher gegenüber die deutschen Nichtpreußen heute so dastehen, als ob ihnen die schwarzweißen Hühner für immer das Brot vor der Nase weggefressen hätten, vermögen wir nicht echte und wahrhafte Geschichtsdarstellung zu erkennen und leben des Glaubens, daß Geschichte und Geschichtschreibung unter uns bald wieder großdeutsch reden werden, ohne den Thaten des Kleindeutschthums die verdiente Anerkennung zu versagen.

Was aber sind „große Begebenheiten" oder „Epoche machende Thatsachen" der Geschichte, und wer ist ein *Held*? Lagarde faßt die Sache offenbar am Tiefsten (bei Güßf. S. 11). „Ein historischer Held ist nicht der, den die Ereignisse an die Spitze einer längst vorbereiteten Entwickelung tragen, eine große Begebenheit niemals auf einen Kalendertag zu datieren. Jener ist stets ein Revolutionär, diese

stets eine Erlösung: Jener wie diese gehen wider einen status quo an; dabei ist der Held nie ohne tragisches Pathos Revolutionär: er ist ein Held, weil er alte Liebe überwinden kann (durch neue Liebe; Menschen und Zustände, unter denen er geboren worden, soll er pflichtmäßig lieben und liebt sie, weil er den Gemeininstinkt mitbringt; eben dieser Instinkt aber läßt ihn bald Besseres, den von ihm Geliebten Heilvolleres erkennen, und dies ist seine neue Liebe), — ein tragischer Held, weil er sie durch eine Schuld überwinden muß (indem er den Zwang des hergebracht Gesetzlichen durchbricht). Und die große Begebenheit nimmt in demselben Augenblicke, in dem sie gibt. (Sie führt in eine andere Tonart über und beginnt mit einem Mißklang, betrübt die an den alten Einklang Gewöhnten, insbesondere die materiell und geistig Genießenden; sie stellt vor neue Arbeit und muß, um diese zu bewältigen, einen Theil des „guten Alten" preisgeben.) Lange Reihen von Thatsachen müssen gekannt und verstanden sein, wenn man über Heldenthum und Historizität urtheilen will." — Scheinbar allzu herb für unsere Verhältnisse urtheilt Lagarde: „Geschichte darf nur lehren, wer Geschichte auch machen könnte," aber doch liegt eine gewisse Wahrheit darin, denn nur wer sich an zukünftiger Geschichte wirklich betheiligt, indem er dem Nachwuchse seines Volkes die richtigen Vorstellungen von den näheren und weiter entfernten Aufgaben beibringt, darf für einen wahren Geschichtslehrer gelten.

Für eine besondere Pflege der Vaterlandsliebe und des Patriotismus hat der Staat nur in einem gewissen Sinne zu sorgen: er soll von der Schule Alles fernhalten, was sie durch Verwirrung der Begriffe, wie Bevorzugung des Fremden, und durch kosmopolitische Ideen beeinträchtigen könnte. Die Heimathsliebe wird mit der Muttermilch eingesogen, wächst mehr in den Wäldern und auf der Haide, auf den Bergen und Dünen, als in der Schule; sie wächst an den alten Sagen und Märchen und an der volksmäßigen Dichtung. In genialen Naturen verjüngt sie sich: ihr Inhalt wird geistiger, zum Besten des Ganzen, aus tieferer Kenntniß der Heimath und der Volksnatur, wie bei den beiden Grimm. Die ältere Literatur ist also von einer gewissen Wichtigkeit, doch ist sie keine Quelle. Sollte einmal die Urquelle versiegen, was könnte eine

abgeleitete nützen? Die alten Sagen, Märchen und sonstige Dichtung aber in der Schule zum Zwecke einer Stärkung der Vaterlandsliebe zu behandeln und sie in diesem Sinne kommentierend lesen zu lassen, ist gerade so, als ob man Mutterliebe lehren wollte. Von solchem Treiben wird sich der gesunde Sinn der Jugend mit Empfindungen abwenden, die hier nicht weiter beschrieben werden sollen. Um diese Dinge zu hören, hängt die Jugend am Munde des Vaters und der Mutter, des Großvaters und der Großmutter. Wer möchte den Wiesenthau abstreifen, den die Nacht auf unerforschtem Wege gebracht hat, um ihn durch Besprengung mit Eau de Cologne zu ersetzen? Lagarde (Güßf. S. 12) sagt: „Ich will keine Pflege der Vaterlandsliebe in den Schulen, so wenig ich in den Schulen bewiesen wissen will, daß die Sonne leuchtet und wärmt, und das Wasser tränkt und erquickt." Und über den durch Geschichtsunterricht zu weckenden Patriotismus: „Wenn der Geschichtsunterricht heranwachsenden Knaben von den, wie die Verhältnisse liegen, in dreitausend Exemplaren zu beschaffenden Geschichtslehrern in der von Güßfeldt empfohlenen Weise ertheilt wird, so werden wir die Hurrah-Canaille erziehen, durch welche Frankreich entartet ist, — jenes jedem Erfolge zujauchzende Gesindel, das heute auf Napoleon schwört, morgen Trochu und übermorgen Boulanger zujubeln wird." Erweist sich das Volksthum als lebendig, d. h. als im Dienste ewiger Ideen stehend, so wirkt eine hierüber und hierdurch erworbene höhere Klarheit auch kräftigend auf die Vaterlandsliebe; der Staat als Technikum hat hierbei nur etwas Polizei zu üben.

Der Kultus des Heroischen ist durchaus nicht in dem Maße zu betreiben, wie es heute vielfach verlangt wird. Hier ist nur die persönliche Aufopferung auszunehmen, welche die Sache einfacher Empfindung und eines augenblicklichen Entschlusses ist (Lucretia, Curtius, Tell, Winkelried), denn die kann Jeder nachahmen. Ueber die Nachahmung eines Cäsar, Luther, Cromwell, Napoleon u. A. zu brüten, entnervt aber geradezu und macht untüchtig, die nächsten Pflichten zu erfüllen. Wo das Heroenthum das Leben zu einem komplizierten System macht, hört die Nachahmung für die Menge auf. In der Hauptsache aber soll der Geschichtsunterricht im Unter-

gymnasium biographisch durchgeführt werden, und zwar, wie es bisher üblich gewesen, bis zur französischen Revolution. Im Obergymnasium ist der inzwischen auch durch die Lektüre bereicherte und vertiefte Stoff nach den früher angegebenen Gesichtspunkten und mit Beachtung des zunächst hier Folgenden nochmals durchzusprechen und bis 1870 weiter zu führen. An Jahreszahlen ist nur das für die Reihenfolge der Hauptthatsachen und für Verdeutlichung der Gleichzeitigkeit Unentbehrliche wirklich auswendig zu lernen. Nichts hindert, daß auch der anfänglich biographisch durchzuführende Geschichtsunterricht, unterstützt durch die in unseren guten Lesebüchern reichlich gebotenen „Lebensbilder" und breiteren Schilderungen aus der klassischen und germanischen Vorzeit, dem christlichen Mönchthum, Ritter- und Städtewesen, den Kreuzzügen, Entdeckungsreisen u. s. w. in chronologischer Reihenfolge gegeben werde. Nur soll auf der ersten Stufe alles Systematische und die Eintheilung in Zeitperioden wegbleiben, deren Berechtigung zu ergründen der arme Knabe sich vergeblich abquält. Jede Systematik bereitet dem jugendlichen Geiste wahre Pein, und sie erfreut ihn erst dann, wenn sie sich ihm von der aufgenommenen stofflichen Unterlage von selbst abhebt. Die Umkehrung der Zeitfolge, wie man sie, in offenbarer Mißdeutung eines kaiserlichen Wortes, bereits sogar in die Lehrbücher einzuführen begonnen hat, ist einfach unlogisch. Auch hier heißt es: Herr über Alles und Alle ist die Zeit. Daß Deutschthum und deutsches Königthum die Folie des Gesammtunterrichtes in der Geschichte bilden müssen, ergibt sich aus dem Schulungsprinzip der Heimathskunde von selbst.

Grundbedingung aller Lebensgestaltung ist die Ruhe. Voraussetzung der Geistesruhe ist Uebersicht über die Erscheinungen. Der jugendliche Geist wird mächtig ergriffen durch die Reihen geschichtlicher Ereignisse, die ihm in raschem Zuge vorgeführt werden, zuletzt verwirrt durch die Massen von Völkern, Staaten, Personen und Thatsachen, deren Kenntniß die Schule neben so vielen anderen „Kenntnissen" von ihm verlangt. Wiederkehrende Verwirrung erzeugt dauernde Verworrenheit. Der gesunde und wohlgesinnte Geist mit stärkerem Willen wehrt sich lange gegen das eindringende Chaos, dessen Elemente er bändigen und ordnen will. Gelingt es ihm

nicht, so hält er sich den weiteren Andrang, so gut es gehen will, vom Leibe und wird gleichgiltig; quält man ihn durch fortgesetzte Aufforderungen und Strafen, so wird er boshaft. Schwächere, aber gutwillige Geister, die nicht leicht reagieren, füllen ihr Gedächtnis an, soweit es dessen Potenz nur zuläßt, und verfallen darüber einer Art von Verblödung, die schließlich von den Erscheinungen, welche rings um sie selbst vorgehen und ihre eigenen Lebensinteressen berühren, nicht mehr halb so viel wahrnimmt als sogenannte Ungebildete, die ihren angeborenen gesunden Verstand behalten haben, worüber denn auch jenen Hochgebildeten gar oft die Wahrnehmung ihrer nächsten natürlichen Pflichten entgeht. Die Ungebildeten haben für diese Verblödung ein sehr scharfes Auge, und hierin liegt der Grund jener Art von Mitleid, welches sie den Hochgebildeten weihen, die, wenn sie dies Mitleid überhaupt wahrnehmen, (Gott Lob!) in ihrem Hochmuth einen Schild zu dessen Abwehr besitzen. Das hier Gesagte gilt zwar von der Ueberfüllung der Köpfe mit Lehrstoff überhaupt, aber doch zumeist von jener mit geschichtlichen Thatsachen, weil diese vermöge ihres ethischen, in den Geschicken der Einzelpersonen wie der Gemeinwesen so vielfach tragischen und das angeborene Gefühl für Recht und Unrecht tief verletzenden Inhalts, der vom jugendlichen Geiste lebhaft nachempfunden wird, am mächtigsten auf ihn wirken.

Es handelt sich also darum, für den geschichtlichen Unterricht eine solide Unterlage mit einfacher, die Verwirrung ausschließender Gliederung zu schaffen. Bossuet hat diese einfache Gliederung seiner Zeit in den „vier Weltmonarchien" gefunden. Heute müssen diese durch die Kulturkreise ersetzt werden, von denen Eingangs dieser Schrift schon gesprochen wurde, nämlich den chinesisch-japanischen, den indischen, und den vorderasiatisch-europäischen (mittelländischen), der wieder in den semitischen (jüdisch-muslimischen) und den christlich-arischen zerfällt. Den Untergrund für diese Gliederung bilden die natürlichen Rassen: die turanisch-mongolisch-chinesische, die semitische und die arische. Geht man von den Weltmonarchien aus (die ja übrigens schon lange nicht mehr haltbar sind), so präsentieren sich von vorn herein als Leitmotive politische Interessen, für welche die Jugend keinerlei Theilnahme besitzt, die sie vielmehr

mit Grauſen erfüllen; geht man von den Raſſen und Kulturkreiſen aus, ſo treten uns zunächſt natürliche, auf angeborenen Eigenſchaften beruhende Lebensanſprüche entgegen, die ſofort uns ſelbſt auf das angeborene Volksthum und die angeſtammte Heimath zurückweiſen; weiterhin die Unterſchiede in der Religions- und Weltanſchauung, welche innerhalb jener Kreiſe die Geſtaltung des Lebens und die Auffaſſung ihres Verhältniſſes zum Fremden beeinflußt haben und für uns ſelbſt wieder den Werth der eigenen d. i. der chriſtlich-germaniſchen Anſchauungen deutlicher hervortreten laſſen.

Was die von der Natur gegebenen Unterlagen der Lebensgeſtaltung betrifft, ſo ſollte von der anthropologiſchen Verſchiedenheit der Raſſen möglichſt wenig oder gar nicht geredet werden, denn Nichts muß dem Unterricht ferner liegen als Raſſenhochmuth zu züchten. Für die ideale Möglichkeit einer allmählichen Ausgleichung von Raſſenunterſchieden muß der Liebe und Weisheit des Schöpfers, nach chriſtlicher Anſchauung, im Geiſte der Jugend unbegrenzter Spielraum gelaſſen werden. Ein ganz anderer Standpunkt iſt der der Regierenden und aktiv Handelnden: die Schule erzieht hierin für die Ewigkeit; für das Regieren und Handeln gibt der Augenblick und die nähere Zukunft das Geſetz, und da heißt es mit den eben jetzt gegebenen Größen rechnen. Dagegen müſſen ſcharf hervorgehoben werden jene Unterſchiede, welche durch vieltauſendjährige Lebensgewohnheiten innerhalb der durch natürliche Verſchiedenheit abgegrenzten Schauplätze ſich heraus gebildet haben und heute noch mit der Macht unverſöhnlicher Prinzipien fortwirken. Hier iſt von allen Unterſchieden der wichtigſte der zwiſchen Nomaden und Ackerbauern, ſteter Bewegung und Seßhaftigkeit. Es iſt zu zeigen, wie alle Kultur auf der Seſſigkeit und dem Ackerbau beruht, und wie der Nomade in ſeinem Verhalten zu irgend welchen Kulturſchöpfungen, ſeien ſie materieller oder geiſtiger Natur, nur als Zerſtörer, weiterhin, wenn ſie zu Herrſchern geworden, nur als erbarmungsloſer Ausbeuter (Punier, Juden, Araber, Türken, Mongolen) wirken kann, ferner zu zeigen, daß die geordnete Schifffahrt und der ſolide d. h. ſtätige Handel (d. i. der nach ſeinem eigenen Geſetze immerfort ſo weiter beſtehen kann) von ackerbauenden Völkern, hingegen Seeraub und Raubhandel von nomadiſchen ausgehen. Zur Verdeutlichung dieſer

Verhältnisse für die reifere Jugend wird man sich charakteristischer Bilderwerke mit Vortheil bedienen (z. B. Darstellung friedlicher ländlicher Arbeiten und Feste; geordnete Vertheidigung mit den Waffen; ritterliche Spiele; — Gegenstück: Ueberfall von Nomaden gegen Nomaden; nomadische Raubzüge gegen Kulturstätten; Ueberfälle durch Korsaren u. dgl.).

Derselbe einfache Gegensatz ist in den Epoche machenden Thatsachen der politischen und Kulturgeschichte unseres Mittelalters durchzuführen, und zwar als natürlicher Gegensatz zwischen Europa und Asien: die nomadischen Hunnen reiten von den Grenzen Chinas über die sibirischen und sarmatischen Ebenen, donau-aufwärts und über den Rhein bis zur Loire; die nomadischen Avaren reiten von der sarmatischen Ebene her denselben Weg heran und schieben ihre Ringe, in denen sie ihren Raub bergen, bis zur Traun vor; nach ihnen reiten die gleichfalls turanischen und nomadischen Magyaren einerseits die Donau aufwärts bis zum Rhein, anderseits über die schlesische und niederdeutsche Ebene bis über die untere Elbe; später kommen die Türken, gleichfalls turanische Nomaden, die Donau aufwärts bis zum Inn, belagern Wien. Die Deutschen treiben diese Nomadenhorden immer wieder zurück und drängen ihnen als Kolonisatoren donau-abwärts nach u. s. w. Auch hier können Bilderwerke zur Verdeutlichung viel thun.

Danach ist zu zeigen, wie heute das schon mehr turanisch-asiatische als slavisch-europäische Rußland sich anschickt, Europa gegenüber die Rolle der obengenannten turanischen Asiaten zu übernehmen, sich bereits in seiner Orthodoxie ein Werkzeug zur einheitlichen geistigen Drillung seiner Bevölkerung geschaffen hat, nach welcher jene Aufgabe, dem „verfaulten Westen" gegenüber, dem russischen Volke als Religionspflicht erscheinen muß, und wie es eben an der Arbeit ist, um in seinen westlichen Grenzländern die dorthin durch Deutschland verpflanzte abendländische Kultur durch wahrhaft assyrische Mittel mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Die Prinzipien, welche den großen Religions- und Kulturkreisen, wie sie in dieser Schrift aufgeführt sind, insbesondere Judenthum, Islam und Christenthum, den geistigen Inhalt gegeben haben, sind in ihrer Gegensätzlichkeit zu verdeutlichen und zu

Nomadenthum und anseſſigem Weſen in Beziehung zu ſetzen. Solchen und ähnlichen großen Geſichtspunkten, insgeſammt durch das Prinzip der Heimathskunde beſtimmt, iſt der übrige Stoff unterzuordnen. Die durch eine große Zahl kleiner Geſichtspunkte bedingte Ueberladung des Gedächtniſſes fällt damit weg; Schläfrigkeit und Theilnahmloſigkeit bleiben ausgeſchloſſen, da immer an ſcharf empfundene Lebensintereſſen appellirt wird, und damit wird der Jugend ein männlicher Sinn anerzogen, der auf Gedächtnißkram und geiſtreiche Apperçus nicht viel gibt, weil ihm die Bilder der Noth und des Nothwendigen vor Augen ſchweben.

4. Deutſche Sprache.

Ueber die nationale Bedeutung des Unterrichts im Deutſchen iſt hier kein Wort zu verlieren; doch herrſchen über die Art, wie er zu betreiben iſt, vielfach falſche Vorſtellungen. Das Deutſche grammatikaliſch zu verſtehen, lernt man nur langſam und nur im Zuſammenhalt mit lateiniſcher, griechiſcher, franzöſiſcher u. ſ. w. Grammatik. Es iſt alſo in den unteren Klaſſen nur auf die Reinheit der Formen nach dem heutigen Sprachbeſtande (Goethe, Schiller) Gewicht zu legen, die aber viel mehr durch ſcharfe Aufmerkſamkeit des Lehrenden auf jeden Sprachfehler des Schülers erzielt wird, als durch Auswendiglernen von Paradigmen. Letzteres geſchieht nur der Ueberſicht wegen und um jederzeit den Vergleich mit Fremdſprachen zu ermöglichen. Beſonderer Unterricht in der Syntax — unſeres Erachtens eigentlich unnöthig — ſollte erſt gegeben werden, wenn lateiniſche und griechiſche Syntax bereits zur Genüge aufgenommen ſind, an deren Behandlung ſich im Geiſte des Schülers die Syntax der Mutterſprache ſchon klar und deutlich abgehoben hat. Der Aufſatz iſt natürlich beizubehalten. Die alten Leſe- und Deklamationsübungen wären wieder aufzunehmen, denn die Fähigkeit zu fließendem Ausdruck hat vielerorts abgenommen.

Den erſten Sprachunterricht empfängt das Kind von ſeiner nächſten Umgebung, insbeſondere aus dem Munde der Mutter. Wie weit dieſer Unterricht wirkt, entzieht ſich jeder Berechnung; desgleichen die urſprüngliche Sprachbegabung, die mit dem Blute empfangen

wird. Weiterhin kann die Kraft, die Poesie und der Reichthum des Deutschen selbstverständlich nicht im Weichbild unserer Mittel- und Großstädte aufgenommen werden; sie eignet sich nur jener aufgewecktere Knabe an, der von früher Jugend an in Werkstatt, Feld und Wald mit Handwerkern, Bauern, Hirten und Jägern verkehrt, dann sich der Rechtweisung wohlunterrichteter und mittheilsamer Lehrer erfreut. Was die spätere Entwickelung betrifft, so werden jene Knaben am besten Deutsch schreiben lernen, die am frühesten beginnen, Luther's Bibelübersetzung, Hans Sachs, Goethe und Schiller, J. H. Voß und Uhland zu lesen. Heute kommt es zumeist darauf an, Kraft und kernhaftes Wesen des Deutschthums in der Sprache zum erneuten Ausdruck zu bringen, welche durch die Unmännlichkeit des nationalen Literatenthums von gestern, den politischen Klatsch und das Gaunerwälsch unserer Journale so großen Schaden erlitten haben. Da wäre denn wohl sehr angezeigt, auf die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zurückzugehen, die heute so gerne als barbarisch verschrieen wird. Des Johann Thurmayer von Abensberg bayrische Chronik (Goethe sagt: wer den Aventin von Grund aus kenne, dürfe für einen gebildeten Mann gelten), Sebastian Frank's Chroniken, des Burkhard Waldis Aesop, Fischart's Gargantua, Zinkgref's Apophtegmata können heute freilich nicht in den Schulen gelesen werden, sind aber Jedem zu empfehlen, der über die heutige Misere hinauskommen will. Eine gute, nicht zu umfangreiche Sammlung der älteren Sprichwörter, vom ethisch-praktischen Standpunkte ausgewählt, aber ohne Prüderie, wäre von kräftiger Wirkung auf Denken und Styl; desgleichen eine Auswahl der alten Schwänke und Volksschauspiele. Wer heute eine Chrestomathie aus diesen Schriften für die oberen Gymnasialklassen empfehlen wollte, der käme schön an. Der Name „Barbar" wäre wohl der geringste Schimpf, den man ihm in's Gesicht schleudern würde. Aber freilich, „Barbarei" birgt keinen „unerschöpften Hort an Kraft", der sich dann im Dienste „des Fortschritts und der Civilisation" allmählich aufzehrt, bis nur mehr der Kulturdünger für die Zukunft übrig bleibt. Für ein Volksthum ist das oberste Gesetz die Selbsterhaltung. Für die Privatlektüre ist auf die Simrock'schen und andere Uebersetzungen der älteren Poeten

zu verweisen. Heliand, das Nibelungenlied, Gudrun, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide vertiefen den Geist und helfen, wie das Mittelhochdeutsche überhaupt, über den geschachtelten Styl hinausheben, wenn dies heute noch nöthig sein sollte. Wer tiefer auf sein Volk einwirken will, ist auf die alten Mystiker zu verweisen. Treibt es Einen, noch weiter zurückzugehen, so bereichert den heutigen Deutschen das Angelsächsische (Grein's Uebersetzungen) mehr als das Nordische.

Bei den zusammengestellten Lesebüchern ist darauf zu achten, daß das elende, in Gesinnung, Denken und Sprachausdruck über die Massen schwächliche Zeug von heute ganz wegbleibe, und vor Allem auch, daß durch die Auswahl selbst keine besondere Richtung vertreten sei, gleichviel ob pietistisch oder rationalistisch, sozialistisch oder offiziell-patriotisch, auch nicht soldatisch. Das sind wahre Sünden, die an der unschuldigen Jugend begangen werden und sich unfehlbar rächen, zumeist durch späteren Umschlag in's Gegentheil.

Neben dem deutschen Aufsatz auch Uebersetzungen aus dem älteren Französisch und Englisch — beides bis zur Revolution von 1789 — in den Gymnasien auch aus Griechisch und Lateinisch machen zu lassen, ist durchaus unbedenklich. Das Denken wird um so gelenker, ohne daß der Styl deshalb an deutscher Art geschädigt würde. Es ist aber überhaupt lächerlich, wenn immer so gethan wird, als ob Jeder ein ausgezeichneter Stylist oder gar Schriftsteller werden solle, sodaß man bei Zeiten vorbauen müsse, damit seine etwaigen Memoiren nicht zu holperig werden. Dergleichen ist durchaus Privatsache. Das Hauptgewicht ist auf einen Reichthum an richtigen Vorstellungen und auf dessen gewandte und logisch gerechte Verbindung im Denken zu legen. Der Styl macht sich dann von selbst, denn er ist, soweit ihm ein besonderer Werth innewohnt, Person. Ist es für uns Heutige doch eine wahre Wonne, aus den letzten Jahrhunderten Schriften ungeschulter oder anders als wir geschulter deutscher Autoren zu lesen, weil die Person in uns verlangt, daß eine Person zu ihr spreche, und erweist sich doch bei Klassikern ersten Ranges (Thukydides, Demosthenes) der Styl als ein ununterbrochenes Bewältigen der Sprache durch die Persönlichkeit des Redenden, die es verschmäht, sich in hergebrachten

und darum kaum noch wirksamen Wendungen zu bewegen. Da man nun von keinem Gegenstande der Schulung sagen kann, es müsse so geschult werden, daß an den Geschulten die Schulung nicht hervortrete, so geht daraus hervor, daß die Schulung im Style eine mehr negative sein muß: Sie muß lehren, alles Ueberflüssige, Gewundene, alle Ziererei und Schnörkelei zu vermeiden. Der Styl muß kurz, klar und keusch sein; hiezu war beispielsweise Julius Cäsar geschult. Des Horaz Ars poetica, mit Gegenstellung Boileaus, zu lesen, wird gute Dienste thun.

Der Purismus wird heute übertrieben. Wer sich mit dergleichen abgibt, übersieht das Nothwendige. Für Reinheit der Sprache und deren stete Erneuerung sorgt der ächte Dichter, und für diesen hat Niemand zu sorgen. Daß die Orthographie gleichgiltig sei, wollen wir nicht behaupten; sie ist es für die Schule aus dem Grunde nicht, weil bei vereinfachter und gleichmäßiger Orthographie das Lesen und Schreiben leichter erlernt wird; für das Leben deshalb nicht, weil von den Privaten, welche an eine sehr große Anzahl junger Leute Brot und Stellen zu vergeben haben, desgleichen von den Staatsämtern, eine „anständige" Orthographie verlangt wird, wie dies auch dem heutigen Verkehrsleben entspricht. Auch soll man auf die Nachkommen einige Rücksicht nehmen. Der Werth aber, den man heute, wo in der Vereinfachung schon so viel erreicht ist, den weiteren Bemühungen um solche noch beilegt, ist übertrieben, wie Jeder weiß, der von der deutschen Literatur seit 1500 auch nur die Titelblätter hat durch die Hand laufen lassen. Es klingt zwar sehr auffällig, wenn gesagt wird, man solle die Orthographie dem Lehrer überlassen, aber was hat denn die Staatseinmischung bis jetzt gefruchtet? Offizielle Fixierung schadet aber auch für die Zukunft. Das Verhältnis zwischen Laut und Schriftzeichen soll fließend bleiben, damit die Schrift dem wechselnden Laute sich immer wieder anschließen könne, so wie es bis jetzt im Deutschen gewesen ist.

Wir fühlen uns aber verpflichtet, hier nochmals auf die Versündigung zurückzukommen, die man an der Jugend begeht, wenn man ihrem Denken eine so starke Richtung auf das Literarische gibt, wie dies heute geschieht, und durch welche insbesondere das weib-

liche Geschlecht („höhere Tochter") auf das Unverantwortlichste geschädigt wird. Am Meisten hat hier der krankhafte Goethekultus geschadet. Den künftigen Hausfrauen deutscher Bürger, den Müttern unserer kommenden Helden und Kolonisatoren setzt man Friederike von Sesenheim, Egmonts Klärchen, Mignon, — um von anderen „Frauengestalten" zu schweigen — als Ideale der Weiblichkeit in den Kopf und verweist sie auf Faust-Verehrung, auf die Gefahr hin, daß sie ein Gretchen-Schicksal erleiden. Wahrhaftig, wären die Bauern und der Handwerkerstand nicht noch unberührt, die Deutschen wären grade das rechte Volk, um an der literarischen Nationalseuche zu Grunde zu gehen, auch wenn keine Russen neben ihnen wohnten. Denke man doch an das sinkende Hellenenthum! Auf den Gymnasien werden jene Lehrer gebildet, die später für den gesammten Lehrstand den Ton angeben; von dort aus muß also die Wiedergesundung in diesen Dingen ausgehen, denn es ist grade die Lehrerwelt, die sich hierin zumeist schwach erwiesen hat.

5. Neuere Sprachen und philologische Methode überhaupt.

Aus demselben Grunde, weshalb die Gymnasien Griechisch und Latein, müssen dieselben auch Französisch und Englisch lehren, nämlich wegen der geschichtlichen Lebensgemeinschaft Frankreichs und Englands mit Deutschland. Lagarde (Güßf. S. 14 f.) sagt: „Für mich ist die Forderung, daß junge Männer der höheren Stände Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch gelernt haben müssen, darum selbstverständlich, weil die wasserreichsten Quellen unseres geistigen Lebens in Hellas, Rom, Frankreich und England entsprungen sind, und ich verlangen muß, daß gebildete Männer zu ermessen verstehen, welche die Voraussetzungen des geistigen Lebens unserer Zeit sind. Unsere Kunst und unsere Literatur, unser Recht und unsere Anschauungen über den Staat können nur von denen begriffen werden, welche die Geschichte und Literatur Griechenlands, Roms, Frankreichs und Englands kennen. Darum ist die Kenntniß jener vier Sprachen die Voraussetzung wirklicher Bildung, und darum müßten junge Männer der höheren, d. i. der regierenden

Stände sie beherrschen: ich sage beherrschen." Der Standpunkt, von welchem aus dies verlangt wird, ist der der Heimathskunde. Güßfeldt hat den Werth dieser Sprachen „für die Bildung des Intellekts" hervorgehoben. Lagarde bemerkt dagegen: Für die Bildung des Intellekts würde auch die Erlernung des Sanskrit, des Arabischen, Hebräischen, Syrischen, vermuthlich auch die vieler anderer Idiome dienen." Ohne Zweifel! und die Kenntniß solcher Sprachen und ihrer Literaturen ist gewiß Jenen zu empfehlen, welche die menschlichen Dinge von höchsten Standpunkten aus überschauen wollen; aber auch die aus solcher Ueberschau gewonnene Einsicht muß zum eigenen Volksthum zurückführen. Das Fremde dient zur Abgrenzung des eigenen Besitzes. „Das Italienische und Spanische ist darum ausgeschlossen, weil, so kolossal Dante ist, er nie einen Einfluß auf Deutschland gewinnen kann; von Boccaccio, Petrarcha, Arioste, Tasso hat man ganz zu schweigen; — und weil noch weniger die Spanier — was sie Einzelnen von uns sind, ist eine Sache für sich — irgend welche Phase unserer Entwickelung uns verständlich zu machen dienen können." Die Spanier können dies unseres Bedünkens noch eher als die Italiener, wegen der mehrhundertjährigen Gothenherrschaft und der nicht kurzen Gemeinsamkeit des österreichischen Herrscherhauses zwischen beiden Nationen; heute — hoffentlich nur vorübergehend — insbesondere auch wegen ihrer Stellung zum Semitismus. Auch wirkt das Beste der spanischen Literatur immerhin verfeinernd auf den deutschen Geist, nicht brutalisierend oder entnervend wie die italienischen „Klassiker" außer Dante. Selbst der abgrenzende, auf die Heimath entschiedener zurückweisende Werth tritt in der spanischen Geschichte und Literatur schärfer hervor als bei der Italienischen, da in letzterer das vielverschlungene und meist tiefer verborgene geschichtlich Gemeinsame unseren Geist vorherrschend verwirrt und betrübt, während die sittliche Schwäche der Literatur (Boccaccio) unedlere Triebe des Deutschen zu gemeinsamen Niederungen herabzuziehen geeignet ist. Die Geschichte der Gothen und Longobarden in Italien sind als Theile der deutschen Geschichte zu behandeln und wegen ihres tragischen Abschlusses in höherem Maße geeignet, auf die Heimath zurückzuweisen.

Was Französisch und Englisch betrifft, so ist das Erstere, abgesehen von der geographischen Nähe, für uns deshalb wichtiger, weil das zwischen England und Deutschland Gemeinsame auf flacher Hand liegt, gleichsam nur äußerlich verbrämt mit dem fremdartigen Keltischen, während die Geschichte Frankreichs den anderthalbtausendjährigen Kampf des Germanenthums mit dem romanisierten Keltenthume vor Augen stellt, welcher durch die Revolution von 1789 einstweilen mit dem Siege des Gallierthums abgeschlossen erscheint, ohne daß ein neues kelto-romanisches Frankreich im Laufe eines Jahrhunderts eine Dauer verbürgende Gestaltung hätte gewinnen können, während bereits eine Gegenrevolution im germanischen Sinne sich ankündigt. Beim Unterrichte ist namentlich auf den Unterschied zwischen dem durch Franken, Alemannen und Burgunder so vielfach beeinflußten Nord- und Ostfrankreich und dem noch heute romanischen Süden hinzuweisen; ferner auf die tausendjährige Gemeinsamkeit des Adels mit dem römisch-deutschen Reiche. Für England ist hervorzuheben, daß es die „Rezeption des römischen Rechts" zurückgewiesen hat und das germanische Wesen um so viel reiner erhalten konnte, während dem Deutschen heute von den mit den Paragraphen des römischen Rechts gerüsteten Juden der Boden der Heimath unter den Füßen weggezogen wird. Neben der eigenen Verjüngung ist zunächst die Frankreichs in's Auge zu fassen, und deshalb heute das den beiden Nationen Gemeinsame mehr hervorzukehren als das Trennende.

Daß die in den letzten Jahrzehnten im lateinischen und griechischen Gymnasialunterrichte angewendete philologische Methode für diese Schulen untauglich war, ist jetzt schon allgemein anerkannt. Das „System" mußte sich binnen wenigen Jahrzehnten ad absurdum führen, weil es nicht nur im Ganzen und Einzelnen unvernünftig, sondern auch durch maßlose Ueberbürdung der Schüler geradezu unmenschlich war. Nun ist der Umschlag eingetreten, und daß man jetzt darangehen kann, der Vernunft und Menschlichkeit hier wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, dafür gebührt der kaiserlichen Initiative uneingeschränkter Dank. Aber man zeigt sich nun vielfach auch geneigt, unter die Linie des Nothwendigen hinabzugehen, was eine große Gefahr in sich schließt. Hierzu kommt,

daß die Realisten insbesondere den Sprachunterricht zu beschränken, überhaupt den Philologen, wo sie können, ein Bein zu stellen suchen. Die lateinischen und griechischen „Exerzitien" sollen beschränkt werden und können in den oberen Klassen ganz entfallen; in den unteren müssen sie soweit betrieben werden, als nöthig ist, um die Formen und die wichtigsten Gesetze der Syntax einzuüben. Auch für Französisch (und Englisch) müssen schriftliche Uebungen bestehen bleiben. Für alle Sprachen aber ist die Hauptsache das Lesen, zu welchem der Schüler durch jene Exerzitien tüchtig gemacht wird. „Es gibt, wie keine Möglichkeit, auf dem trockenen Lande schwimmen, so auch keine Möglichkeit, ohne eine nach allen Seiten hin gerichtete Uebung der Sprache eine Sprache beherrschen zu lernen: man muß sie zu lesen, zu schreiben und zu sprechen versuchen, um ihrer Herr zu werden. Auch Aufsätze müssen geliefert werden: sie sind für den Gymnastasten, was für den Schwimmer die Uebungen an loser Leine oder ohne Leine neben dem Kahne sind" (Güßf. S. 18). Auch für die alten und für exotische Sprachen kommt die Lust, sich im Sprechen zu versuchen, dem Schüler von selbst, wenn nur genug gelesen wird. Um beispielsweise des aus der griechischen Lektüre zu gewinnenden Nutzens wirklich theilhaftig zu werden, wäre es besser, ausschließlich den ganzen Homer wiederholt zu lesen und große Stücke auswendig lernen zu lassen, als wenig umfangreiche Bruchstücke aus ihm und einigen anderen Autoren so zu behandeln, wie es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist.

Bildung wird nicht durch Andere verschafft, sondern nur durch Selbstthätigkeit erworben. Das Erwerben besteht für die Jugend zum größten Theile in der Aufnahme des in der Schule vorgetragenen Lehrstoffes, wobei der Geist allerdings in einem großen Maße selbstthätig ist. Aber was sich an die Gesammtheit der Schüler wendet, genügt darum nicht für jeden Einzelnen. Das Beste an jedem Menschen ist ja das Anonyme, und dies Anonyme, rein Persönliche, verlangt schon in der Jugend Anerkennung und Nahrung. Aber es sucht sich seine Nahrung selbst, und darum muß dem Einzelnen die nöthige Zeit und ein Ueberschuß von Kraft belassen werden, zu freier Verwendung auf „Lieblingsgegenstände".

Nicht zum geringsten Theile sind Ekel und Haß gegen die Schule die Folgen einer durchgängigen Schablonisierung des Studiums und einer gänzlichen Kraftersch öpfung durch Ueberhäufung mit Lehrstoff, welche die freigewählte Selbstbeschäftigung ausschließt.

Wenn Naturforscher und Mediziner darüber klagen, daß die von den Gymnasten mit dem Reifezeugnis Abgegangenen unfähig seien, so zu sehen und zu beobachten, wie es ihr besonderes Metier verlangt, so liegt die Schuld daran nicht an den klassischen Sprachen, denn man hat früher diesen Vorwurf nie gehört, vielmehr wurde im Gegentheile den Gymnasialschülern gerade in diesen Dingen der Vorzug vor allen Anderen zugestanden. Die heutigen Gymnasialabiturienten können auch nicht hören und nicht nachsprechen. Wo viel diktiert wird, bildet sich zwar eine Virtuosität der telegraphischen Wiedergabe zwischen Ohr und Hand; dieselbe ist aber fast rein mechanisch und schließt geradezu ein Hören aus, das zugleich ein Verstehen ist oder wenigstens zum Denken anregt. Es kann wohl Nichts die Denkfaulheit mehr fördern als das Diktieren. Auch auf den Universitäten wird viel zu viel diktiert. Macht man den heutigen Gymnasien mit Recht den Vorwurf, daß sie so verfahren, als ob sie lauter Philologen bilden sollten, so ist für die Universitäten vielfach der Vorwurf gerechtfertigt, daß sie so verfahren, als wollten sie lauter Forscher bilden. Die Hauptaufgabe ist hier, die höchste Bildung an Alle mitzutheilen. Die richtigen Forscher bilden sich ganz von selbst.

Lagarde verlangt (Güßf. S. 25) die Anerkennung, „daß höhere Schulen (Gymnasten) nicht (abschließend) bilden, sondern vorbilden; daß die Aufgabe zu bilden erst der Universität zufällt; und in Folge davon müssen die Universitäten ebenso reorganisiert werden wie die Gymnasten. Nachdem die höheren Schulen die vier oben genannten Sprachen Latein, Griechisch, Französisch, Englisch gelehrt, nachdem sie über Geschichte äußerlich orientiert, nachdem sie gezeigt haben, in welcher Weise das Erwerbsleben der Nation auf der Kenntniß der Mathematik und der Naturgesetze beruht, übernehmen die Universitäten, in zweijährigen Kursen obligatorisch, eine Bekanntschaft zuerst mit der Literatur und danach mit der Geschichte zu vermitteln". Gleichzeitig kann ja auch das

eigentliche Fachstudium begonnen werden; doch würde sich der Hörer demselben erst vom fünften Semester an voll hingeben können. Lagarde weiß, daß er damit „mindestens fünf bis sechs Jahre zwischen das Abiturienten-Examen und die Vollendung der Universitäts-Studien legt. Aber wir können uns das ja leisten. Wir finden auch um diesen Preis Leute, die sich um die Aemter des Staates bewerben" (ibid. S. 27). Privatvermögen sei zur Genüge vorhanden, und „wir wissen, was man an Stipendien in Deutschland zusammenzubringen in der Lage ist, das nur durch Gesetz zusammengeleitet und verständig verwendet zu werden braucht, um auch Unbemittelten jene fünf bis sechs Jahre Studium zu ermöglichen. Und wenn wir Deutsche uns jene fünf bis sechs Jahre nicht leisten können, nun wohl, so soll die Helotisierung der Nation offen ihren Verlauf nehmen, die in der Stille (unter dem unbehinderten Walten Israels) so wie so immer weiter um sich greifen darf". Er verlangt am Ende eines jeden Semesters strenge, von fremden Professoren vorgenommene schriftliche und mündliche Prüfungen über die einzelnen Vorlesungen und demgemäß die von einer sachkundigen Obrigkeit vorgeschriebene Regelung der Vorlesungsfolge. — Bei Ausführung dieser Vorschläge, meint Lagarde, könne die Gymnasialzeit abgekürzt werden.

Hat Einer auf dem Gymnasium ordentlich Latein und Griechisch gelernt und dabei, was ja die Hauptsache ist, viel gelesen; hat er dann später auf der Universität die so gewonnene Vertrautheit mit den Lebensläufen einer großen Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts und mit den Schicksalen einer erklecklichen Zahl von Gemeinwesen verschiedener Ausdehnung unter Griechen und antiken Abend- und Morgenländern erweitert und vertieft, so besitzt er damit einen Maßstab, der, von heute gerechnet, auf drei Jahrtausende und noch tiefer zurückreicht, und an dessen reichem Detail sich die Gesetze des Menschenschicksals und der Völkerentwickelung nach vorchristlicher Anschauung und Institutionen mehrfach wiederholen und deutlich ablesen lassen; hat er dabei auch ordentlich Französisch gelernt und durch eigene Lektüre nicht nur eine Uebersicht, sondern auch einige Vertrautheit mit der Literatur gewonnen, so besitzt er im Zusammenhalt der so erworbenen Kenntnisse mit der ihm ohnedies geläufigen

politischen und literarischen Geschichte der Deutschen wiederum einen von heute auf rund anderthalb Jahrtausende zurückreichenden Maßstab für Menschen- und Völkergeschick unter der Herrschaft des abendländischen Christenthums über Germanen und Kelten. Das Detail dieses Maßstabes bereichert sich dann wenigstens für ein halbes Jahrtausend — denn über Chaucer wird Einer nicht leicht zurückgehen — aus der Kenntniß der englischen Sprache und Geschichte, wodurch sich für ihn das Bild germanischen Wesens vertieft und abtönt. Damit kommt ein Deutscher, der die Heimath nicht verläßt oder nur nach Amerika oder Australien auswandern will, heute vollkommen aus. Daß dies erreicht werden könne, dafür hat in erster Linie das Gymnasium zu sorgen. Werden auf demselben aber soviel andere „wissenswerthe" Dinge nebenher getrieben, daß Griechisch, Lateinisch, Französisch und Englisch nicht in der nöthigen Ausdehnung gelesen werden kann, so gewinnt er gar keinen Maßstab, und es gilt ihm als solcher gegenüber den Dingen nur seine eigene Anmaßung, wie sie das Gymnasium der letzten Jahrzehnte bei so Vielen aufgezüchtet hat, oder er steht den Dingen blasiert, d. h. völlig blind gegenüber. Hat Einer an der Universität oder einem praktischen orientalischen Seminar auch noch Arabisch, Persisch und Türkisch gelernt und unter richtiger Anleitung die richtigen Literaturprodukte gelesen, so hat er dazu noch einen auf nahezu anderthalb Jahrtausende zurückreichenden Maßstab gewonnen für Menschen- und Völkerschicksal unter der Herrschaft des semitischen Islam, dessen Erbschaft vor einem halben Jahrtausend die turanischen Türken angetreten haben, die heute noch auf der Balkanhalbinsel bis an die Grenzen Oesterreichs herrschen. Daß recht viele Deutsche auch diesen Maßstab sich aneignen, ist eben jetzt sehr wichtig, denn wie wir dem näheren Orient gegenüberstehen, kommt man mit der alten Romantik nicht aus, obwohl sie vielerorts noch das große Wort führen darf. Für China und Japan genügen wenige Freiwillige; mit dem heutigen Indien haben wir so gut wie Nichts zu thun.

6. Recht und Volkswirthschaft.

Soll das deutsche Volk in allen Lebensbedingungen wieder auf die eigenen Füße gestellt werden, so ist es heute von der größten Wichtigkeit, daß sämmtlichen Gebildeten, nicht blos den am Regieren im engeren Sinne Betheiligten, eine deutliche Vorstellung davon beigebracht werde, daß die in den letzten Jahrhunderten auf dem Gebiete des Rechtes und der Volkswirthschaft das Leben gestaltenden Grundsätze germanische nicht gewesen sind, sondern das Gegentheil von Germanisch, nämlich römisch und jüdisch. Das gehört im eminentesten Sinne mit zur Heimathskunde. Es muß hier Zweierlei gezeigt werden: einmal, daß die Einführung eines jeden fremden oder gar sich gegensätzlich verhaltenden Elementes in das Leben des eigenen Volksthums, schon äußerlich genommen, im Volkskörper Eiterung und Zerstörung, endlich gänzliche Auflösung hervorrufen muß. Zweitens ist in den Hauptpunkten das Meritorische zu verdeutlichen, etwa nach folgenden allgemeinen Gesichtspunkten.

Das römische Recht ist, wie alles vorchristliche Recht, ein Sklavenhalter-Recht, in seiner besonderen Form geschaffen von der Stadtgemeinde Rom, dann im Verlaufe der Jahrhunderte, indem allmählich an die Stelle des berechtigten Altbürgers der Civis Romanus im späteren Sinne trat, dem ganzen römischen Reich auferlegt. Seine Rezeption bedeutet die „Ueberwindung des Nationalitäts-Prinzips durch den Gedanken der Universalität". „Dreimal hat Rom der Welt Gesetze diktiert, dreimal die Völker zur Einheit verbunden: zur Einheit des (römischen) Staates, zur Einheit der (römisch-katholischen) Kirche, zur Einheit des (vom Abendland rezipierten) Rechtes". Die Ideen des Christenthums standen diesem Rechte von vornherein diametral gegenüber, weshalb sie von ihm auf das Unversöhnlichste bekämpft wurden. Trotzdem hat der „Galiläer" gesiegt; aber kein Sieg trägt ewige Frucht, wenn er nicht immer wieder errungen wird von „Werdenden".

„Die Römer (die Stadtbürger) waren nicht ein arbeitendes, sondern ein eroberndes Volk, und dem entsprechend ihre sozialen Ordnungen ein System zur Ausbeutung fremder Arbeitskraft (ebenso wie die jüdische Ordnung). Die Basis ihrer Volkswirthschaft war

die Sklaverei; die arbeitende Masse bestand aus rechtlosen Sklaven; was dieselben erwarben, wurde Eigenthum der verschwindenden Minderheit dominierender Bürger (wie heute unter dem Walten des Großkapitals), auf welche allein das Prinzip der Rechtsgleichheit Anwendung fand. Diese Basis ist durch das Christenthum zerstört worden. In allen Völkern, bei denen das Evangelium von der Gottebenbildlichkeit aller Menschen und mit ihm der Begriff der Menschenwürde Eingang fand, wurden die Fesseln der Sklaven gelöst, die Ehre der Arbeit anerkannt, und der Boden für wahre Rechtsgleichheit *Aller* bereitet" (Wilmanns, Rezeption des römischen Rechts, S. 54 f.). Das Christenthum erkämpfte die Rechtsgleichheit Aller, aber die römische Eigenthumsordnung verhinderte, daß die wirthschaftliche Lage der Arbeitenden dieser Gleichheit entsprach. Daher bekämpften damals die großen Kirchenlehrer diese Eigenthumsordnung ebenso wie die heutigen Sozialdemokraten, welche das Eigenthum für Diebstahl erklären. Eine im christlichen Sinne *freie* Organisation der Arbeit, welche die wirthschaftliche Lage der Arbeitenden zur menschenwürdigen macht, war damals und ist heute noch auf Grundlage des römischen Rechts unmöglich; „vielmehr wird durch seine Herrschaft diese Organisation *systematisch* verhindert. Deshalb gieng schon im römischen Reiche mit der Emanzipation der Sklaven eine *zwangsweise* Organisation der Arbeit Hand in Hand, vermöge deren das Weltreich eine stark ausgeprägte *sozialistische* Färbung erhielt: seit Beginn des vierten Jahrhunderts war der Kaiser gewissermaßen der monopolisierte Produzent: er mußte für alle Lebensbedürfnisse sorgen und organisierte zu diesem Zwecke die Handwerkergesellschaften, welche für corpora necessaria erklärt und zu einer besonderen Form des *Staatsdienstes* umgestaltet wurden. Jedem Arbeiter wurde hier sein Platz *angewiesen*, an welchen er gefesselt war. Der ganze Betriebsfond und das Privilegium der Gewerbe gehörte dem Staate und wurde von diesem den Handwerkern zur *Nutzung* übertragen. Die Regierung sorgte dafür, daß stets die nöthige Zahl von Arbeitskräften vorhanden war, und ergänzte sie im Nothfalle durch *Zwangs-Rekrutierung*. Bald konnte der Einzelne nicht mehr frei über sein Privateigenthum verfügen" (Jäger, Gesch. der sozialen

Bewegung in Frankreich, S. 18). Die Aehnlichkeit mit dem Sozialistenstaate von heute springt von selbst in die Augen.

Es war natürlich, daß sich bei den romanischen und romanisierten Völkern Europas die Aufnahme des römischen Rechts leichter vollzog als im deutschen Reiche, dessen ständische Verfassung der Uebertragung der absoluten Gewalt auf den Kaiser widerstrebte. Diese Verfassung zersetzte sich erst im sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert; in Frankreich herrschte schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Ludwig XI. mit absoluter Gewalt. Die Autonomie verschwand dort aus dem Staatsleben; die römische Rechtsordnung kam zur Geltung und „erzwang mit Gewalt, was in Deutschland der theoretische Glaube an die fortdauernde Geltung des römischen Rechtes allmählich bewirkte." Ludwig XIV. bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung. „Mit dem monarchischen Absolutismus verband sich der Ultramontanismus, welcher nach gewaltsamer Unterdrückung der reformatorischen Bestrebungen die Kirche Frankreichs beherrschte, zur Ertödtung der letzten Regungen des schöpferischen christlichen Geistes" — als eines werdenden. (Wilmanns, ebenda S. 33.) Hier tritt ein großes Verdienst der deutschen Reformation und der durch blutige Kriege erkämpften Parität zu Tage, die auf ein Werden hinweist. „Mit Riesenschritten vollzog sich die Zersetzung: dem absoluten Monarchen stand das Volk, dem privilegierten Grundadel der bäuerliche Stand, dem zünftigen Meister der nichtzünftige Arbeiter rechtlos gegenüber. Gemeinsam war den verschiedenen Ständen nur die materialistisch-egoistische Lebensauffassung (wie heute unter uns). Sie zeitigte unter dem Einfluß der antichristlichen Lehren die reife Frucht der Entwickelung, die Revolution von 1789. Wie jeder gewaltsame Bruch alle Fäden zerreißt, so zertrümmerte auch sie ohne Schonung die bestehende Rechtsordnung. Unbekümmert um das geschichtlich Gewordene unternahm sie den Neubau. Nicht nur der Form nach wurde auf den Trümmern der germanischen Lehensmonarchie die altrömische Verfassung, die Republik mit ihren Konsuln, ihrem Senate, ihren Tribunen aufgerichtet: auch ihr Geist war erwacht. Klar und deutlich bezeichnete die Revolution die römische Staatsidee, die Grundprinzipien des römischen Rechts als die Basis für

die Reorganisation der Gesellschaft: sie setzte an die Stelle der angeblich göttlichen Ordnungen das weltliche Recht und erklärte das Volk (talis qualis) für souverän, an keine höhere Ordnung gebunden (ohne Verpflichtung zur Wiedergeburt). Der Staat ist nach ihrer Lehre die einzige Quelle des Rechts, die Obrigkeit der mit Souveränetät bekleidete Ausdruck des Volkswillens u. s. w. Aber mit diesem Siege des römischen Geistes verband sich ein weit größerer Triumph für den christlichen Geist: die ihres antichristlichen Charakters sich rühmende Revolution zog, ohne sich dessen bewußt zu werden, die Konsequenzen, welche das vom Glauben ausgehende Wirken des christlichen Geistes von der Rechtsordnung fordert, und welche für die ganze weitere Entwickelung grundlegend wird: die Freiheit des Einzelnen, die Rechtsgleichheit Aller, welche der römische Staat nur den römischen Bürgern gewährte, die Brüderlichkeit, welche erst das Christenthum zur Pflicht machte, wurden von ihr als unveräußerliche allgemeine Menschenrechte proklamiert, — ein weltgeschichtlicher Fortschritt, durch welchen für die Menschheit das Fazit der stillen und unermüdlichen Arbeit des christlichen Geistes während eines Zeitraumes von Jahrhunderten gezogen wurde." (Wilmanns, S. 33 f.) Was aber diese allgemeinen Menschenrechte, als dauernde Errungenschaft, wirklich bedeuten, davon kann nur Der eine Vorstellung haben, welcher die Rechts- und damit auch die Gemüthszustände früherer Perioden und anderer Kulturkreise in seinem Geiste mitempfindend nachgelebt hat. Die heutige socialdemokratische Anschauung stellt jenes bleibende Fazit nicht dar. „Den Armen wurde das Evangelium nicht gepredigt: denn das Evangelium ist ein Evangelium vom Kreuze, ist eine Verheißung ewigen Lebens, und was man predigte — Socialdemokraten wie naturwissenschaftlich gebildete Professoren — war die Forderung, daß auf Erden Alle das Gleiche sollen genießen dürfen, und die Lehre, daß nach dem Tode Alles aus sei." (Lag., Berl. Theol. S. 122 f.)

Es war aber die römische Kirche, die das römische Recht zuerst rezipierte, zwar recht natürlicher Weise, da sie sich von allen Seiten von altrömischen Lebensformen umgeben sah, aber sie nahm damit, als christliche Kirche, eben jenes Fremde wieder in

sich auf, welches sie doch gänzlich zu antiquieren bestimmt war. „Wie durch eigene Kraft das römische Reich emporgewachsen war, so hatte die christliche Kirche durch eigene Macht sich erhoben (als ein aus seinem eigenen Lebensgesetze heraus Werdendes); dadurch daß beide sich gatteten, gewann weder das Eine, noch die Andere: ein römisch-christlicher Bastard entstand" (Herder). Die Rezeption eines Todten in das Lebendige muß ja nothwendigerweise dem Tode entgegenführen. „Nie hat römische Kultur ein Volk zu regenerieren vermocht; wohin ihre Herrschaft drang, folgte Ertödtung und Zerstörung des Lebens" (Herder). Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß etwa entstehenden Nationalkirchen gegenüber die zur Vergeistigung gezwungene katholische Kirche durch wirkliche Universalisierung des christlichen Prinzips (Gotteskindschaft für alle Menschen), womit das römische Wesen ganz ausgeschieden wäre, neue Jugend gewinnen könnte. Heute nun stehen die Dinge so, „daß der Dualismus des Wesens (zwischen Todtem und Lebendigem, Abgestorbenem und Werdendem), welcher von der Kirche seinen Ausgang genommen, der Grundcharakter des die staatliche Entwickelung beherrschenden Geistes geworden ist, und daß zunächst (noch) das römische Wesen der beginnenden neuen Geistesherrschaft ihr Gepräge gibt" (Wilmanns, S. 36). Die modernen Staatsverfassungen bringen „den römischen Staatsgedanken mit fortschreitender Konsequenz zur Geltung; das allgemeine Staatsbürgerthum ist die Uebertragung des römisch-rechtlichen Personen-Begriffs, das allgemeine Wahlrecht die Uebertragung der römisch-rechtlichen abstrakten Rechtsgleichheit Aller auf das öffentliche Recht; und der Konstitutionalismus ist nichts Anderes als der sich vollziehende Uebergang von dem deutschen Erbkönigthum zu der römisch-rechtlichen Volkssouveränität". Es handelt sich also darum, das germanische Königthum wieder herzustellen und Alles so zu gestalten, daß das Volk wieder mit Herz und Seele das „Gefolge" seines Königs sein will, wie sein Name besagt.

„Die französische Revolution, abschließend mit dem napoleonischen Weltreiche, ist wie die Reformation eine jener großen Epochen der Weltgeschichte, in denen, was die einzelnen Völker erarbeitet, zu einem Gesammt-Ergebnis zusammengefaßt wird. Sie war die reife

Frucht der Entwickelung und birgt als solche den Samen, welchen die neue Periode zur Reife zu führen bestimmt ist: der römische Geist, auf dem Gebiete der staatlichen Ordnung zur Herrschaft gebracht, trachtet von nun an nach Verkörperung in allen Verhältnissen des Lebens" (Wilmanns, S. 36).

Die Anwendung des römischen Rechts auf Grundbesitz, Arbeit und Kapitalsbewegung im germanischen Gemeinwesen, schließlich binnen wenigen Jahrzehnten in's Maßlose gesteigert durch das Walten des emanzipierten Judenthums, hat die soziale Frage geschaffen. Auf die Verwandtschaft des römischen und des semitischen Rechtes ist in letzter Zeit schon vielfach hingewiesen worden: beide Rechtsordnungen begründen ja nur die Rechtmäßigkeit einer Sklavenausbeutung. Werden sie im germanischen Staate herrschend, so ist eben der Germane der Sklave; herrschen sie im christlichen Staate, so herrscht nicht Christus, sondern der römische Jupiter oder der semitische Jahve, wie ihn Talmud und Schulchan-Aruch auffassen. Gibt man dem fremden Wesen die Rechtswaage und das Justiz-Schwert in die Hand, hinter welchen die Exekutive „marschbereit" steht, so kann das Ende nicht zweifelhaft sein. Einstweilen bleibt die Theorie noch bemüht, jenes Fremde als allgemeingiltig darzustellen. „Die unwahre Lehre, welche das Fremdartige für das Allgemeingiltige ausgibt, schafft seinen Schöpfungen theoretische Geltung." Der Staat, als Beamten-Status und Technicum ist diesem Zustand gegenüber ohnmächtig. „Die Rathlosigkeit, mit welcher die modernen Staaten der sozialen Frage gegenüberstehen, ist die nothwendige Folge der Insuffizienz des durch das römische Recht zu neuer Herrschaft gelangten römischen Geistes" (Wilmanns, S. 57).

Es waren germanische Heerkönige, die seiner Zeit dem römischen Weltreich ein Ende gemacht haben. Wer kann heute dem Elend ein Ende bereiten, das im germanischen Staate durch Rezeption des römischen Rechts hervorgerufen worden ist? Die Parlamente gewiß nicht, wie sich schon zur Genüge gezeigt hat. England hat das römische Recht nicht rezipiert. Nur der germanische König kann wieder helfen, — und zwar auf die Dauer auch nur wieder als Heerkönig. Die von Preußen begründete Heeresver-

fassung, welche sich im ganzen deutschen Volke und in Oesterreich bereits eingelebt hat, gewinnt den rechten Sinn erst durch Beziehung auf die Zwecke eines Heerkönigthums. Die Arbeiter-„Bataillone" sind zum Anschluß an das Heer bereit, wenn ihnen dadurch neuer Nährboden gewonnen wird, auf dem sich neue germanische Gemeinwesen bilden können, — im Anschluß an das Mutterland, das sich auf dem altererbten Boden durch Herstellung der germanischen Rechtsordnung selbst wieder verjüngt hat. Dies Mutterland ist das durch engen Bund der beiden Kaiser geeinigte Deutschland-Oesterreich. Dann können auch die alten Herzöge wiederkommen, und der Adel kann sich wieder als Kriegsadel verjüngen. Diesen Kaisern, Königen und Herzögen gegenüber ist das Volk wieder ein „Gefolge" in jedem Sinne, — im Frieden den heiligen Nährboden bebauend oder des Handwerks, der Kunst und Wissenschaft beflissen, oder zu Nutz und Frommen des Ganzen dem Handel und Verkehre dienend, — für den Nothfall allzeit kriegsbereit. Gegenüber dem russischen und vielleicht auch in Frankreich wieder aufkommenden Cäsarismus, dem wahrscheinlich noch auf Jahrhunderte hinaus aussichtsvollen Republikanismus Amerika's, dem bereits sich ankündigenden Bunde des Ultramontanismus mit dem demokratischen Massenprinzipe in der alten und neuen Welt, endlich gegenüber dem anarchistischen Sozialismus Mitteleuropa's hat das germanische Königthum wieder einmal die Probe seines höheren Werthes zu bestehen. Hic Rhodus, hic salta!

Fürsten und Staatsmänner, welche solche Ziele in's Auge fassen, sind der Rücksicht auf herrschende Theorien entbunden, — im äußersten Nothfalle dürften sie auch alle nach rückwärts führenden Brücken abbrechen. Wir läugnen aber, daß dies heute nothwendig, und haben im Einzelnen ausgeführt, daß es für die Volkserziehung auch nicht ersprießlich sei. Die Schule hat jenen Zustand der Geister herzustellen, welcher die Erreichung der nothwendig zu erstrebenden Ziele ohne völligen Bruch mit der Vergangenheit ermöglicht. Wollte man behaupten, daß dergleichen nicht in die Schule gehöre, weil es in den Kampf der Parteien eingreife, der Entscheidung durch die Wissenschaft vorgreife u. dgl., so fragen wir: wo man denn anfangen will, jene Gedanken in die Köpfe zu

pflanzen, die ganz unentbehrlich sind zur Abwendung der tödtlichen Gefahr, welche das alle Parteien umfassende Ganze bedroht, — wo anders als bei der Jugend, die allein fähig ist, von Andern bereitgestellte neue Gedanken aufzunehmen? Freilich kommt Alles auf die Lehrer an, die erst in der nöthigen Beschaffenheit und Zahl vorhanden sein müssen. Hier einzuspringen, ist Sache der königlichen Initiative.

Im Einzelnen wäre im Geschichtsunterricht eine Darstellung der Vorgänge bei der Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland, nach Niederwerfung der großen Bauernaufstände, in Bezug auf die dabei vorwaltenden Motive von Seiten der Fürsten nothwendig; dann hauptsächlich zu verdeutlichen, wie die Rezeption des römischen Eigenthumsbegriffes nicht nur die in den Lehn- und Unterthanen-Verhältnissen wurzelnden Besitzrechte, sondern auch die Unterscheidung zwischen Rechten an Grundbesitz und fahrender Habe aufgehoben hat. Der Unterschied zwischen Gemeineigenthum und persönlichem Besitz, wie Grund und Boden, der besetzt wurde und dem Besitzer nur belassen wird, so lange er die durch das Gemeinwohl vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt und sitzen bleibt, d. h. nicht weiterzieht, kann schon jedem zwölfjährigen Knaben verständlich gemacht werden. Es ist dabei auch auf den Unterschied zwischen den Zuständen des heutigen Deutschland und denen Englands hinzuweisen, welches das römische Recht nicht rezipiert hat; noch mehr auf die rasche Mobilisierung des deutschen und österreichischen Grundbesitzes, d. h. auf dessen Verwandlung in fahrende Habe, vermittels der Inhaberpapiere, durch unsere Semiten, welche als Nomaden auch hierin dem Gesetze der Wüste gehorchen, das nur fahrende Habe kennt, die man sich einander abjagt oder abgaunert. Dabei ist vor Allem auch die Wichtigkeit des Waldes, als ganz unentbehrlichen Gemeineigenthums, hervorzuheben, von dessen Bestand und Pflege es abhängt, ob Volksthum und Volksjugend überhaupt noch mit der Natur in unmittelbare Berührung treten können oder nicht, abgesehen von seiner Wichtigkeit für die Regelung der Niederschläge. Daß ein gutes Forstgesetz und die Regulierung der Wasserläufe für den Bestand des Volksthums in der alten Heimath unendlich wichtiger ist als alles

Gezänke der politischen Parteien in den Parlamenten, kann man auch schon einem halbreifen Knaben beibringen.

Was die Volkswirthschaft anlangt, so kann es sich, wie heute schon ganz selbstverständlich ist, um Nichts weniger handeln, als um die Abhaltung eines Kursus über National-Oekonomie durch einen Katheder-Sozialisten, — das wäre erst das rechte Mittel, die jungen Köpfe für zeitlebens zu verwirren. Es handelt sich um die Klarlegung einiger wenigen einfachen Begriffe, wie man sie heute, wo die Noth schon so tief in fast alle Familien einschneidet, auch bei der Jugend schon leicht bewirken kann. Vor Allem ist der Unterschied zwischen der ursprünglichen reinen Naturalwirthschaft und der späteren Geldwirthschaft deutlich zu machen und der Uebergang von jener zu dieser in den Hauptzügen darzustellen, wobei die Natur des Geldes, als des allerwichtigsten Tausch- und Verkehrsmittels, nicht als einer Waare, klarzulegen. Es sind die Vorstellungen zu klären über den inneren Umsatz des in einem Gebiete vorhandenen Geldes, sowie über den Gewinn an Geld durch Export und Transit, den Verlust durch Import. Dann muß gezeigt werden, in wie hohem Grade die Juden bei der Förderung der Geldwirthschaft, sowie bei Einführung des heutigen Staats- und Gemeindeschulden-Systems betheiligt waren.

Heute hört schon jedes Kind zu Hause davon sprechen, daß der Staat infolge des herrschenden Verschuldungswesen gezwungen ist, sich seinen Geldbedarf im Großen durch die Beihilfe gewisser Finanzmächte zu verschaffen, die vom Staate ganz unabhängig sind und lediglich den Gesetzen des Kapitalismus gehorchen, und daß durch Verzinsung und Amortisierung der so kontrahierten Staatsschulden die Steuerkraft bis ins Unerträgliche belastet wird. Die Kinder wissen aber auch schon, daß jene großen Bankiers, als Inhaber des bei weitem größten Theiles des vorhandenen mobilen Kapitals, mit so wenigen Ausnahmen, daß man zu ihrer Aufzählung die Finger einer Hand nicht braucht, Juden sind, also einer Nation angehören, deren Religionswesen das im eigentlichsten Sinne antichristliche ist. Sollte es nun schwer sein, dieser Jugend eine deutliche Vorstellung von der Wunderbarkeit der Thatsache beizubringen, daß christliche Staaten einem innerhalb ihres Gebietes

wohnenden fremden und antichristlichen Völkchen, welches seit Jahrtausenden mit der größten Zähigkeit an seiner ausschließlichen Nationalreligion festhält und durch diese zur Knechtung oder Ausrottung aller Nichtnationalen verpflichtet ist, das Monopol des allerwichtigsten, dem Staate wie dem Einzelnen zum Leben ganz unentbehrlichen Verkehrsmittels, des Geldes nämlich, wie eine tödtliche Waffe in die Hände gespielt haben? Hier drängt sich die Frage auf, was man etwa Demjenigen thun würde, der, wenn dieser Zustand heute noch nicht herrschte, sich erkühnen wollte, denselben als empfehlenswerth zu schildern und anzupreisen? Dann vielleicht auch, was Jene verdienen, welche diesen Zustand vom Katheder herab und in der Presse verschleiern oder als selbstverständlich und gemeingiltig hinstellen?

Was die Mittel zur Abhilfe betrifft, so müssen wir auch hier wieder auf Lagarde verweisen. Lese man nach, was er in seinen „Deutschen Schriften" (S. 496 ff.) über die Nothwendigkeit sagt, daß sich der Staat mit seinen Anleihen direkt an das Volk wende und das gesammte Bank- und Geldgeschäft verstaatliche. An anderer Stelle (Berl. Theol. S. 125) sagt er: „Als die Fürsten aller Länder die Verkehrsmittel der neuen Zeit, die Posten, Eisenbahnen, Telegraphen, monopolisierten, — wo dies noch nicht geschehen ist, wird es trotz Israel geschehen, — da sind sie von der Ueberlegung geleitet worden, daß jener Verkehrsmittel Niemand entrathen könne, und daß diese Mittel deshalb nur im Interesse der Gesammtheit verwaltet werden dürfen. Aber das größeste Verkehrsmittel, das es gibt, ist jetzt das Geld: es ist die Folge der Verstaatlichung der Posten, Eisenbahnen und Telegraphen, daß auch der Verkehr mit dem Gelde verstaatlicht werde (jedenfalls für's Erste soweit, als es sich um das Geldbedürfniß des Staates selber handelt). So wie es geschehen sein wird, hört die Nothwendigkeit, Staatssteuern zu erheben, mit einem Schlage auf (?); denn die Gesammtheit genießt dann die Prozente, welche jetzt die Banken und Bänkchen genießen. Sowie es geschehen ist, hört Israel auf zu schaden; denn Israel existiert überhaupt nur noch durch das Geld."

Die Grundlage des deutschen Volksthums ist ein freier

Bauernstand. Aus ihm ergänzen sich die übrigen Stände; er muß also um jeden Preis erhalten werden. Heute ist er bereits zu einem großen Theile durch das schrankenlose Walten des Großkapitals und der von diesem angezogenen Steuerschraube um Besitz und Unabhängigkeit gebracht. Der ganze Stand ist in Gefahr, dem Proletariate zu verfallen, wodurch er gezwungen wird, sich dem anarchistischen Sozialismus anzuschließen. Die Söhne der freien Bauernschaft haben bis heute noch den Kern der königstreuen Armee gebildet. Auch das könnte bald anders werden. Zur Abhilfe sind zwei Dinge nöthig: der noch in den Händen der Bauernschaft befindliche Grundbesitz muß durch ein genügendes Heimstättengesetz geschützt, und die bereits über alles Maß angewachsene Hypothekarbelastung muß abgelöst werden. Die hierzu nöthigen Operationen (Amortisierung) sollten die erste That zur Verstaatlichung des Geldverkehrs sein.

Es ist wohl ein nothwendiges Stück Heimathskunde, zu wissen, daß Deutschland die Heimath eines von Heerkönigen geführten Bauernvolkes ist, nicht die Heimath einer aus Acker-, Gruben- und Fabriksklaven bestehenden Canaille, die von semitischen Großkapitalisten und Börsenjobbern regiert und nasführt wird. Es ist dabei auf das antike Sklaven- und Helotenthum, die mittelalterliche Leibeigenschaft u. ähnl. hinzuweisen, als auf Zustände, welche die christliche Menschheit überwunden hat, — so wie dies in den Schulen der Schweiz und Nordamerika's der Jugend gegenüber wirklich geschieht, wodurch eben in dieser Jugend der Stolz freier Bürger die menschlichste Unterlage erhält. Dagegen muß gezeigt werden, daß die semitische Unseßhaftigkeit in ihren Lebensformen an das Sklavenhalten und Sklavenmachen gebunden, und deshalb auch der Jude durch seine Religionsschriften hierauf pflichtmäßig angewiesen ist. Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß man nicht Zustände aufkommen und sich festleben lassen darf, durch welche der Staat gezwungen wäre, etwa alle fünfzehn bis zwanzig Jahre einige hunderttausend „Mitbürger und christliche Brüder" todtschießen zu lassen, damit nur „Ruhe und Ordnung" nothdürftig erhalten bleiben, — welche unheilvolle und unheilbare Verwilderung müßte das Wissen hiervon bereits in der Jugend hervorrufen! — aber auch

darauf, daß man, um auch nur hiezu die Mittel zu besitzen, das ganze heutige Wehrsystem von Grund aus wieder umstürzen und zum alten Söldnerthum zurückkehren müßte, da, wenn erst der Bauernstand in ähnlicher Weise der Sozialdemokratie zugeführt wäre, wie es der Handwerker- und Arbeiterstand heute schon ist, es bei der heutigen Wehrverfassung bald an Solchen fehlen würde, die auf Kommando schießen wollen. Bei einer solchen Rückbildung, selbst wenn sie für Europa allgemein würde, käme Deutschland viel schlechter weg als Frankreich und Rußland.

Zur Volkswirthschaftskunde gehört auch, daß der maßlosen Ueberschätzung des neuen Verkehrswesens entgegengetreten und auf die gebieterischen Pflichten hingewiesen werde, welche der Staat in dieser Beziehung zunächst zu erfüllen hat. Die hierüber herrschenden Ansichten sind immer noch fieberhaft und machen eine Art Veitstanz mit, während es doch im Grund der Dinge nur eine Anzahl Großaktionäre, Großspediteure, Großkaufleute und Großindustrielle sind, die in dem schon zu einem ganzen Heere angewachsenen Personale, welches den Großverkehr bedient, einen neuen Stand geschaffen haben, dessen Beruf es ist, sich zu Tod hetzen zu lassen. Auch hier kann nur durch volle Verstaatlichung der Großverkehrsmittel Wandel geschaffen werden.

Eines der allerwichtigsten Dinge für die Volkswirthschaft sind die Hauptnahrungs- und die unentbehrlichsten Genußmittel, wie Wein, Bier und Kaffee. Hier hat die Schule leichte Arbeit. Es ist deutlich zu machen, daß heute die Großspekulation in der Lage ist, durch ihre Ringe die Preise der Lebensmittel sowie des unentbehrlichen Petroleums nach ihrem Belieben zu steigern und Nahrungs- und Genußmittel in kolossalem Maße zu fälschen. Vor Allem ist hierbei auch auf die Bedeutung der Leibesvergiftung für die ethischen Zustände hinzuweisen. Die Kenntnis der Rohstoffe gehört in die Fachschulen. Dagegen ist die Wohnungsfrage wieder von allgemeinster Wichtigkeit, und durch sie wird ja auch erst die Grundlage zu einer späteren Möglichkeit künstlerisch schöner Lebensgestaltung geschaffen. In all diesen Hinsichten muß die Nothwendigkeit genossenschaftlicher Verbindungen, und im Allgemeinen die sittliche Verpflichtung zu genossen-

schaftlicher Selbstbeschränkung der Jugend klar gemacht werden, — eine Aufgabe, die sich in den Religionsunterricht unschwer fügt und gerade von der konfessionellen Schule am leichtesten zu lösen ist. Auch für schöne Lebensgestaltung sind Genossenschaften eine Hauptbedingung, denn was formlos zerfließt, bildet eben den Gegensatz zur Gestaltung.

Es ist ganz zweifellos, daß die geistige Anstrengung in der Schule, durch welche eine spätere Leistungsfähigkeit erst zu beschaffen ist, dann diese Leistungen selbst, wie sie heute der Staat, insbesondere das Deutsche Reich, um nur bei der jetzigen Weltlage seinen Bestand zu sichern, von seinen Beamten, namentlich vom Lehr- und Wehrstand, insbesondere aber vom Berufssoldaten, verlangen muß, ferner das Maß der Leistung und Entbehrung, welches den eigentlich arbeitenden Ständen auferlegt ist, sowie die besondere Natur der heutigen Fabriksarbeit und die mit jedem Uebermaße an Leistung und Entbehrung verbundenen leiblichen und seelischen Verstimmungen und Leiden die der menschlichen Natur gesteckten Grenzen in so hohem Grade übersteigen, daß von einem richtigen Verhältnis zwischen Leistung und Entbehrung menschlicher Weise keine Rede mehr sein kann. Auch von diesem Gesichtspunkte aus muß einleuchten, daß die Regierenden den jetzigen Zustand als einen bald zu beseitigenden, daß sie und die Regierten die der Gegenwart auferlegten Leistungen und Leiden als ein von der Nation ihrem eigenen Nachwuchse gebrachtes Opfer betrachten müssen. Der Preis, welcher durch dies Opfer errungen werden soll, kann, wie schon ausgeführt wurde, in der Hauptsache nur in einem Gewinne an befriedetem Ackerboden bestehen, welcher der Nation und ihren Kolonisten wieder auf lange hinaus in naturgemäßer Weise zu leben erlaubt. Die Schule, indem sie selbst dies Ziel in's Auge faßt, hat dafür zu sorgen, daß die zur Erreichung desselben nöthige leibliche und geistige Kraft der Jugend des Volkes unter allen Umständen erhalten bleibe. Vorbedingungen sind: Entlastung an Stoff, Vereinfachung und Vertiefung der Methoden nach den in dieser Schrift angegebenen Gesichtspunkten.

Es ist aber im deutschen Reiche bereits auch von Staatswegen ein Schritt gethan worden, der auf gleiche Ziele hinweist, oder zu

ihnen hindrängen wird, — nämlich in der Alters- und Invaliditäts-Versicherung. Die Tragweite dieses Schrittes ist einstweilen nicht zu ermessen, weshalb er auch von feindlicher Seite als Vermessenheit bezeichnet worden ist. Das Neue liegt darin, daß hier ein Prinzip, welches bis dahin nur in engeren Genossenschaften und kleineren Gemeinwesen zu verwirklichen unternommen wurde, urplötzlich auf ein großes Volksganze ausgedehnt wird, wodurch dessen Gemeinschaftssinn und damit auch sein Kraftgefühl eine hohe Steigerung erfahren muß. Das weist aber — und zwar insbesondere durch das Ungenügen des einstweilen zu Erreichenden — auf demnächst zu erstrebende Gemeinziele hin, d. h. auf solche Ziele, an deren Erreichung jedem Einzelnen um seiner Lebensbedingungen willen gelegen sein muß.

Noth bricht Eisen. Die Noth ist vorhanden. Wie thöricht wäre es zu behaupten, daß heute die Schule nicht schon der Jugend Einsicht in diese Noth verschaffen müsse, insbesondere Denen, aus welchen die im engeren Sinne Regierenden hervorgehen sollen! Zur Einsicht muß aber die Liebe kommen, und die wirkt im deutschen Volke am machtvollsten von höchster Stelle. Heute ist diese Liebe von oben allein im Stande, die in der Nation noch wirksamen Gegensätze zu überwinden und die gesteigerte Gesammtkraft auf jene Ziele hinzulenken.

7. Ethik.

Aus dem früher Gesagten muß deutlich geworden sein, daß der Unterricht in der „Moral", wie man es heute nennt, vom Religionsunterricht nicht getrennt werden kann, demnach konfessionell sein muß. Das Heil für das Kind ist hier an die feste Form gebunden, und die besteht nur bei den Konfessionen. In diesem Sinne sind im Kampfe um die konfessionelle Schule neuerdings wieder Urtheile Einzelner mitgetheilt worden, die aus eigener Erfahrung reden durften, und wir fügen denselben aus den Aufzeichnungen eines befreundeten Mannes das folgende hinzu: „Im vierten Jahrgange des paritätischen Untergymnasiums, dem ich seiner Zeit angehörte", — so erzählt unser Freund, — „war auf

Betreiben irgend eines einflußreichen Philanthropen probeweise ein wöchentlich einstündiger Unterricht in der konfessionslosen „Moral" eingeführt worden. Zum Lehrer war merkwürdiger Weise ein streng-gläubiger Katholik bestellt. Wir Schüler hatten den Eindruck, als ob man ihm das zum Possen angethan habe, als Strafe für seine Konfessionalität, und, obgleich in der Mehrzahl Protestanten, bemitleideten wir ihn darum, denn er war ein pflichttreuer Lehrer. Er diktierte einen kurzen Leitfaden und erläuterte ihn paragraphenweise. Uns Allen aber wurde dabei, wie man zu sagen pflegt, ganz windelweich zu Muthe; wir empfanden, daß uns da eine feste Form, die starken Halt geboten hätte, entzogen wurde. Zuletzt überwog bei uns wie beim Professor der Ekel." Erfahrene werden mit uns dies Urtheil bestätigen. Es muß bei solchem Unterricht immer an jener Festigkeit der Form fehlen, die allein das Leben unter gegebenen Verhältnissen zu gestalten vermag. Im Vacuum kann man vielleicht fliegen, aber nicht stehen und gehen noch sich ansiedeln. Hauptgesichtspunkt für die Schule muß ja sein, daß ihr junge Seelen anvertraut sind, die nicht berufen sein können, auf ihre und der Ihrigen Gefahr hin die sittlichen Probleme der Menschheit einer beschleunigten Lösung zuzuführen, sondern darauf angewiesen, sich innerhalb gegebener Lebensformen ein Heim zu gründen, um dereinst aus diesem Heim mit unbefleckter Seele in ein höheres überzugehen. Auch eine künstlerisch schöne Gestaltung des Lebens ist ja nur aus solchen festen Form heraus möglich, und selbst die alten tragischen Probleme der Sittlichkeit erhalten für den Poeten erst von diesem Standpunkte aus die rechte Beleuchtung. Heute aber sind's die „Dichter" selbst, die niederreißen. Was sie dichten, d. h. auf engen Raum verdichten, — wenigstens sollten sie das, — ist nicht die ethische Wirklichkeit, wie sie von den Menschen seit Jahrtausenden durchlebt wird, sondern nur, was ihnen persönlich dünkt und däucht, im Streben, alle die Person eindichtende Form zu zerstören. Der Künstler, und vor Allen der Poet, hat die Aufgabe, die Gesellschaft wieder in lebensfähiger Gliederung zu verdichten, das Leben seines Volksthums wieder in ein Gedicht zu verwandeln, was es gewesen ist in unserer heidnischen Vorzeit und im christlichen Mittelalter. Goethe's Versuche zum Vorschreiten im

„Wilhelm Meister" heben den Fuß nicht aus der alten Reichsgesellschaft heraus. Mächtigere Anfänge besitzt unser Volk schon im Werke Richard Wagners, dem der Stempel der Größe für immer aufgedrückt ist. Der oberste Dichter freilich wie der oberste Schulmeister ist der Herrgott; aber er gibt nur die Leitmotive an, und nur indem die Nationen sie erfassen und ausführen, erweisen sie sich als Werdende, die weiter zu leben verdienen.

Selbstverständlich ist aller, nicht rein formale oder die natürlichen Gegenstände und Vorgänge beschreibende Unterricht zugleich ein ethischer. Hier soll nun auf einen Punkt hingewiesen werden, der nicht nur für diesen allgemeinen, sondern auch für den konfessionell-ethischen Unterricht als zunächst höchstwichtig, wenn nicht als eigentlich maßgebend erscheint. Kinder fassen die Sache so auf, als ob Dies und Jenes verboten sei, weil es im Katechismus unter den verbotenen Dingen aufgeführt wird, und der Katechismus selbst beruft sich auf sein geschichtliches Urbild oder Prototyp, die mosaischen Gesetzestafeln, als auf die oberste Sanktion. Diese werden freilich als Diktat aus dem Munde Gottes ansehen gelehrt, und das ist auch das allein Natürliche für das Kind, welches Gebote und Verbote zuerst aus dem Munde der Eltern empfängt. Aber es bleibt auch für später der Eindruck vorherrschend, daß eine in historischer Zeit eingetretene Thatsache zur Quelle der göttlichen Sanktion gemacht wird. Jeder Gebildete weiß aber heute, daß das ethische Gesetz sich in den Gewissen der Menschen aus allerlei Volk, wie in den Gerichten Gottes, schon Jahrtausende vor Moses wirksam erwiesen hat, und daß jene historische Thatsache nur für die Erziehung des jüdischen Volkes Geltung hat, ferner daß sie, wie jede andere historische Thatsache, menschlicher Weise bezweifelt werden kann und insbesondere heute von der großen Mehrzahl, nicht nur der Gebildeten, wirklich bezweifelt wird. Es handelt sich also darum, für das Kind die Gefahr jener Stunde zu beseitigen, in welcher seine Seele zu zweifeln beginnt, denn hier liegt die Entscheidung darüber, ob diese Seele im Frieden mit Gottes Heilsgesetz weiterleben oder der Sünde und Reue überliefert werden soll. Es kommt also darauf an, jene göttliche Sanktion aus der überlieferten Einkleidung in zeitliche, ihrer allgemeinen und besonderen

Natur nach zu bezweifelnde Thatsachen herauslösen und ihre Quelle dort suchen zu lehren, wo jeder Zweifel ausgeschlossen ist: das Sittengesetz in ein Naturgesetz des Geistes zu verwandeln. Dem heranreifenden Kinde muß allmählich die Anschauung beigebracht werden: Die Sünde ist nicht darum Sünde, weil sie im Katechismus verboten ist, und sie wird nicht darum bestraft, weil der Sünder ein Gebot oder Verbot der Gesetzestafeln übertreten hat, sondern umgekehrt: weil alle Erfahrung gelehrt hat und Tag um Tag weiter lehrt, daß Dies und Jenes sich im Gewissen, an Leib und Seele und im Schicksal der Menschen und der Völker straft, darum wird es als eine Sünde bezeichnet und zu Lehr und Warnung in den Katechismus gesetzt, und wer danach handelt, erhält seine Seele im Heilszustande, — wer es übersieht, umgeht, übertritt, verfällt der Reue und der Strafe oder dem leiblichen und sittlichen Untergange.

Nun wird Mancher sagen, das sei ja eben der Standpunkt der konfessionslosen Moral. Dies ist aber keineswegs der Fall: die Ideen der Erziehung zum Heile und der Heilsgeschichte im kirchlichen Sinne, die von den Vertretern der sogenannten natürlichen Moral ganz fallen gelassen werden, sind hier festgehalten. Nicht eine einzige wesentliche Thatsache der Heilsgeschichte, wie sie von den christlichen Konfessionen aufgefaßt wird, müßte deshalb aufgegeben werden. Was heute und was zu jeder Zeit, wann erstarrtes Leben sich wieder in werdendes umsetzt, unter allen Umständen immer wieder aufgegeben werden muß, ist der Glaube, daß eine in historischer Zeit einmal eingetretene Thatsache wie ein mechanischer Anstoß in alle Ewigkeit fortwirke, oder daß es nur des Priesters bedürfe, um jenen Stoß täglich zu erneuern. Den Begriff der Heilsgeschichte wieder in einen lebendig fließenden zu verwandeln, zu zeigen, wie diese Geschichte sich im heute Geschehenden täglich erneuert, daß Gott sich im Gewissen und in den Thatsachen allstündlich offenbart und ewig offenbaren wird, — darin liegt das „Problem". Es leuchtet ein, daß die Konfession hier freien Spielraum hat, um ihr besonderes Ideal gestaltend walten zu lassen. Die Schule aber muß ihr dadurch zu Hilfe kommen, daß sie die jungen Seelen lehrt, in dem Gegensatze zwischen natürlicher und kirchlicher Moral, wie ihn die Gegenwart in besonderer Schroffheit

ausgereift hat, ein bloßes Zeitgebilde zu erkennen. Die Gemeinerfahrung, wie sie heute wieder vor unseren Augen sich vollzieht, zeigt sich bereits auf dem Wege zu dieser Erkenntnis.

Darf man aber auch hier sagen: nicht allgemeine Moral, sondern besondere? Wer geneigt ist, über diese Frage in Entrüstung zu gerathen, der soll doch bedenken, daß nicht nur die großen und kleinen Religionsgenossenschaften bezüglich ihres gegenseitigen Verhaltens bis jetzt immer ihre besondere Moral zur praktischen Anwendung gebracht, sondern daß auch innerhalb ein und derselben Glaubensgemeinschaft die einzelnen Nationen, und innerhalb derselben Nation die einzelnen Stände — vom Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander wollen wir nicht reden — in ihrer Moral dem besonderen National- und Standesvortheil so ausgiebig Rechnung getragen haben und heute noch tragen, wie es ihre besonderen Lebensbedingungen verlangen, — denn primum est vivere, deinde philosophari. Eben darum spricht man auch von Standes-Vorurtheilen, weil in gar vielen Dingen das Urtheil schon vorher gesprochen ist, — nämlich vom Standestribunal —, ehe die Sache vor das gemeinsame Tribunal gebracht wird, wenn dies überhaupt geschieht. Insbesondere wird kein Mensch leugnen, daß unser Adel noch heute in nicht wenig Dingen seine eigene Rechtsprechung hat. Dies Vorrecht wird mit dem besonderen Verhältnisse des Adels zum nationalen Heerwesen begründet, und zwar mit Recht, — nämlich vom Standpunkte des nationalen Lebensinteresses, welches hier eine besondere Moral vorschreibt.

Es ist gesagt worden, daß es heute darauf ankomme, das deutsche Volk in den Adel der Menschheit zu verwandeln. Jedenfalls ist soviel wahr, daß das deutsche Volk als Gesammtheit heute adlig genug denkt, daß alle Bemühungen Derjenigen, welche etwa versuchen sollten, einem enger geschlossenen Adelskörper jene Vorrechte wieder zu verschaffen, welche die französische Revolution von 1789 und die sie begleitenden Ereignisse auch für Deutschland beseitigt haben, schmachvoll scheitern würden, und zwar sehr rasch. Die langsame Gegenrevolution, die im Zuge ist, und von der wir hoffen, daß sie sich den Charakter der Evolution bewahren wird, hat ganz andere Ziele. Wer aber für das deutsche Volk die überaus bedenk-

liche Rolle eines Menschheitsadels der Zukunft in Anspruch nimmt, der hätte zu beachten, daß damit den guten Deutschen, gegenüber den übrigen Welt- oder Planetenbürgern, auch die Standesvorrechte unseres Adels verliehen, d. h. daß sie in ein Soldatenvolk verwandelt werden müßten. Selbst den Fall vorausgesetzt, daß für ein solches Volk adeliger und allzeit siegreicher Krieger und Staatsmänner noch auf Jahrhunderte hinaus Arbeit auf dem Erdenrund vorhanden wäre, — aber Nordamerika allein genügt schon, um einer solchen Sieghaftigkeit jede Aussicht auf planetarischen Charakter zu benehmen —, so müßte ihm doch diese Rolle, bei der Geschlossenheit des Planeten, bald sehr langweilig werden, und es würde so sicher verkommen, wie unser alter Reichsadel verkommen ist, denn nur die stets sich erneuernde und immer sich geistig steigernde Aufgabe erhält am Leben. Hätte der sächsische, fränkische, schwäbische Reichsadel, der sich vor Jahrhunderten in die rechtsalbingischen Marken ergoß und weiter ostwärts vordrang, geahnt, daß ihm grade auf diesem Boden — dem eigentlich preußischen nämlich — der Feind erstehen werde, der bestimmt war, seine Vorrechte zu brechen? Sie sind aber gebrochen worden durch die Verleiblichung einiger weniger ethischer Ideen von höherer Allgemeinheit in einem nichts weniger als rein germanischen Staatswesen: allgemeinere Gerechtigkeit und schärfere Justiz, gewissenhaftere Verwendung der Natur- und Menschenkräfte, höhere Freiheit der Gewissen in Glaubenssachen — (selbstverständlich nur innerhalb der christlichen Gemeinsamkeit) — und strengere Forderung an den Einzelnen zur Mitarbeit am Aufkommen des Ganzen. Trotzdem aber hält Preußen in seinem Offizierkorps die besondere Adelsmoral fest. Man sieht, wie Alles darauf ankommt, Allgemeineres — die Ideen nämlich, wie sie jeder Zeit aus Gottes Munde kommen, — in das gegebene Besondere einzukleiden. Ein Volk, das sich die zu solcher Arbeit nöthige physische und moralische Kraft erhält und sie zu gegebener Zeit auch wirklich leistet, thut sich und der Menschheit genug. Für sich selbst aber eine Adelsrolle ausschließlich und für alle Zeit in Anspruch nehmen, heißt den Bogen in unnatürlicher Weise überspannen. Auch die Redensarten vom reingeistigen Adel taugen Nichts. Der Geistesadel ist der Menschheit gemeinsam; der Hauch Gottes weht,

wo er will. Das pharisäische Judenthum gedachte seiner Zeit den leiblichen und geistigen Adel der Menschheit für alle Ewigkeit darzustellen und ist darüber zur dämonischen Fratze geworden.

Helmholtz sagt von der „Theologie und Jurisprudenz" („Ueber das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft", S. 17): „Die allgemeinen Gesetze, welche wir in beiden finden, sind ebenfalls (wie in der Grammatik!) Gebote, — Gesetze, welche durch fremde Autorität für den Glauben und das Handeln in moralischer und juristischer Beziehung gegeben sind, nicht Gesetze, welche, wie die Naturgesetze, die Verallgemeinerung einer Fülle von Thatsachen enthielten." Nun, da liegt eben das Problem. Die Grammatik, auf die hier Bezug genommen wird, gibt keine Gebote, sondern sie stellt einen historisch gewordenen Sachverhalt dar. Die Gebote zum richtigen Sprechen gibt der Schulmeister, in der einen Hand die Grammatik, in der andern das Stäblein, wie er es auch beim Einüben der mathematischen und physikalischen Gesetze thut. Unter „Theologie", da sie ja Gebote geben soll, versteht Helmholtz hier die konfessionelle Moral, resp. den Katechismus. Die Ethik sollte nun ebenfalls so angeschaut werden, als ob sie einen Sachverhalt darstelle, nur nicht wie die Grammatik einen historisch ein für alle Mal abgeschlossenen, sondern einen ewigen, der nicht nur durch die vergangene Historie beglaubigt ist, sondern auch durch die erst kommende ohne allen Zweifel beglaubigt werden wird. Das Wissen um diesen Sachverhalt, welches ebenfalls durch „Verallgemeinerung aus einer Fülle von Thatsachen" gewonnen wird, vielleicht sogar aus der reichsten Fülle, die der Mensch überhaupt beobachten kann, und die er sogar beobachten muß, weil ihm Erfahrung und Gewissen auch gegen seinen Willen die nöthigen Hinweise geben, während er sich der meisten andern Beobachtungen freiwillig entschlagen kann, — dies Wissen, zugleich mit der nöthigen Aufklärung über die aus demselben sich ergebenden praktischen Forderungen, gibt die „Wissenschaft" der Ethik. Die Einschärfung ihrer Hauptlehren, soweit sie der Jugend mitgetheilt werden können, besorgen Katechet und Schulmeister. Diese Auffassung ist auch gewiß nicht neu. Als Sokrates den Begriff des Begriffes feststellte, wodurch überhaupt erst eine sichere

Grundlage für alle und jede Wissenschaft gewonnen worden ist, war er darauf aus, eine Grundlage für die Ethik zu finden, wobei allerdings für ihn die praktische Verwendung des ethischen Wissens in erster Linie stand. Aristoteles faßte die Sache schon wissenschaftlicher an, aber auf Den deutet man heute nur über die linke Achsel hin.!

Diese rein wissenschaftliche Auffassung der Ethik bildet den geraden Gegensatz gegen den sogenannten „Probabilismus," den der ältere Jesuitismus in die Kirche eingeführt hat, wonach keine Handlung als Sünde zu erachten wäre, die von irgend einer anerkannten Autorität als zulässig erklärt worden, wenn auch alle anderen Autoritäten dem wiedersprächen. Wer sich darüber näher unterrichten will, dem hat der unsterbliche Blaise Pascal in seinen „Lettres provinciales" die Arbeit sehr leicht gemacht. Die Quelle dieses Probabilismus fließt aber aus dem Semitenthum. Im Talmud, sagt Chiarini, (Le Talmud de Babylon, Proleg. I. p. 34) wird von den Rabbinen gelehrt, „daß sie als Gesammtheit, wie jeder Einzelne, unfehlbare Lehrer seien, deren Worte und Urtheile, auch wenn sie einander widersprechen, vom Himmel sind, wonach (zwei Gegner wie) Schammai und Hillel beide Recht haben, und überhaupt jede Entscheidung recht ist, wenn auch der Eine verbietet, was der Andere erlaubt," — denn jedes Wort eines Rabbi ist ein Wort aus dem Munde Gottes. Praktischer Grundsatz hierbei ist: man dürfe die sündhafte Kreatur nicht durch Strenge zur Verzweiflung treiben. Von dem Scheich-ul-Islâm El-Askalâni wird der Ausspruch berichtet: „Die Verschiedenheit der Ansichten unter den Gelehrten (Theologen) ist eine Gnade des Barmherzigen für sein Volk, denn Gott wird keinen Menschen strafen wegen eines Falles, den ein Gelehrter für erlaubt erklärt hat." Dem gleichen Prinzip, dessen Laxheit die Erreichung internationaler Herrschaftszwecke so sehr erleichtert, huldigt die Kasuistik der Jesuiten, und hier liegt dem Arierthum, insbesondere aber dem Germanenthum gegenüber die eigentliche Schwäche des Jesuitismus. Der Germane verlangt unter allen Umständen den Frieden mit dem eigenen Gewissen, in welchem er die Stimme Gottes unmittelbar vernimmt, und läßt sich hierin durch keine Macht der Erde und keine Menschen-

weisheit irre machen. Im Bewußtsein dieser Einheit mit dem göttlichen Willen liegt für den Einzelnen seine Hauptstärke, und die Kraft des Volksthums setzt sich aus der Summe der Einzelkräfte (Individualitäten) zusammen. So stehen wir auch hier einer natürlichen Besonderheit gegenüber. Damit wird aber der Ethik, als Wissenschaft, der Boden nicht entzogen, denn alle Wissenschaftssätze sind Ableitungen aus Besonderheiten. Aus der ethischen Besonderheit entsteht aber eine Aufgabe: für die Besseren, die Schwächeren zu kräftigen, — für die Schwächeren, sich den Besseren anzugleichen. Voraussetzung für Beides ist aber die Machtstellung des eigenen Volksthums.

Alle besondere Moral gegen eine der ganzen Menschheit gemeinsame zu vertauschen, kann also, wie man sieht, nicht Sache der Lebenden sein. Es ist dies eine von Gott in die Herzen der Menschen gepflanzte Aufgabe, der nach menschlichem Ermessen ein zeitliches Ziel nicht gesteckt ist. Aber Eines ist heute schon erreicht und muß in die Formen des Lebens, und zwar zunächst in nationale Formen, unter uns also in die des Deutschthums gekleidet werden; und das wollen wir hier noch deutlich machen.

Wenn der Rabbinismus seine Gläubigen lehrt, die Nichtjuden als halbthierische Wesen zu betrachten, so hat dies seinen Grund darin, daß er diese für unfähig hält, das göttliche Sittengesetz zu erfüllen. Wer dies aber von Natur aus nicht kann, ist kein Mensch; denn die Menschenwürde eignet nur Dem, welcher jenes Gesetz erfüllen kann und will. Diese Fähigkeit und dieser Wille eignen aber, nach der pharisäisch-talmudischen Anschauung, in Wirklichkeit nur den Juden, weil sie in dem von Abraham empfangenen Blute liegt, und hierin ist zugleich ihr Recht und ihr pflichtmäßiger Beruf zur Weltherrschaft begründet. Ihr Blut macht sie zum Adel der Menschheit überhaupt, nicht etwa nur zum ältesten Adel, und sie nennen sich deshalb Königskinder. Es ist ausdrücklich verboten, daß ein Jude den anderen Knecht nenne oder ihn knechtisch behandele. Seitdem sie nun durch die Emanzipation wieder in die Lage kamen, ihr besonderes Wesen ungehindert zu entfalten, hat man ihnen auch wieder vorwerfen müssen, daß sie darauf aus sind, die Nichtjuden in ihrem Bereiche nach Möglichkeit zu dem zu machen, was sie nach

talmudischer Lehre dem Juden gegenüber sein sollen: — sie zu verthieren. Dies bewirken sie bei Bauern und Taglöhnern insbesondere durch den Branntwein. Den Beweis dafür liefern heute nicht nur Galizien, die Bukowina und Ungarn, sondern auch schon Böhmen und Mähren, und diese Pest dringt selbst in die deutschen Alpenländer vor. Den so Verthierten gegenüber gewinnt auch noch der heutige Jude das Recht, sich als ein Wesen höherer Ordnung zu betrachten, — eine Genugthuung, deren sein Wesen nicht entbehren kann. Ganz ähnlich ist aber auch unser verkommender Reichsadel, insbesondere seitdem ihm durch die Rezeption des römischen Rechts ein Werkzeug geboten war, den Bauern hinabzudrücken, gegen diesen — den christlichen Mitbruder — verfahren, später auch gegen den Bürger. Es handelt sich hier um eine natürliche Versteifung und unmenschliche Verhärtung der Gesammtanschauung, wonach der Nichtadelige nicht als voller Mensch betrachtet und demgemäß behandelt werden soll, und als bequemstes Mittel, um hierzu eine sittliche Berechtigung zu gewinnen, bietet sich dessen Selbstentwürdigung, Entsittlichung oder gar Verthierung. Die französische Revolution von 1789 mit ihren dem Amerikaner Payne entlehnten „Menschenrechten" hat hier gründlichen Wandel geschaffen, aber Vertreter der alten Unmenschlichkeit laufen in „Mitteleuropa" noch genug herum, die gerne möchten, wenn sie könnten. Man hat oft darauf hingewiesen, daß in Nordamerika und England der Kampf um das Leben härter, die Umgangsformen steifer sind als in Deutschland, aber die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums ist größer und gesicherter, und die Person wird unbedingt respektiert. Daß diese Achtung auch in Deutschland Jedermann von Jedermann, insbesondere auch von den Staatsbeamten, in vollem Maße entgegengebracht werde, das haben wir noch nicht erreicht und stehen hierin jedenfalls hinter England und Amerika, ja selbst gegen Frankreich zurück. Dazu kommt, daß heute unter dem Walten des Großkapitals ganze Stände, wie ihrer Lebensbedingungen beraubt, so auch ihrer Ehre verlustig werden. Nun ist aber gegenüber den großen Aufgaben, vor welche die deutsche Nation gestellt ist, die erste Grundbedingung, daß Jeder mit gleicher Freudigkeit sein Theil zu ihrer Lösung beitrage, und wie wäre dies anders möglich, als wenn jedem Stande und jedem Einzelnen seine

Ehre wird? Anderen aber grundsätzlich die gleiche Ehre versagen oder sie gar, um dem eigenen Uebermuthe bequemer fröhnen zu können, zur Selbstentwürdigung und Entsittlichung zu nöthigen, sie des Heilsstandes berauben, das muß heute als die eigentlichste Sünde gegen den heiligen Geist betrachtet werden, d. h. gegen den Geist, in dem das Heil liegt für alle Seelen; — wir meinen das durchaus nicht in einem pietistischen, sondern, wie wir schon auseinander gesetzt haben, in wissenschaftlichem Sinne. Die Zukunft wird mit der evangelischen Gotteskindschaft Aller Ernst machen, und hier liegt eine Aufgabe für alle christlichen Nationen. Das Volk, das sich an ihrer Lösung nicht betheiligen will, soll nur vom Wettbewerbe zurücktreten. Es sind in England und Nordamerika bereits Erscheinungen zu Tage getreten (Heilsarmee; Ritter der Arbeit), welche auf die neuen Aufgaben deutlich hinweisen. Der altenglisch-puritanische Geist, welchen im blutsverwandten Niederdeutschland nur die durch den dreißigjährigen Krieg erzeugte Lebensnoth zu dem mehr leidenden als thätigen Pietismus abgeschwächt hat, zeigt hier wieder, daß er den Anforderungen der Zukunft gewachsen ist, d. h. daß er die neuen Worte aus dem Munde Gottes vernimmt und seine ungeschwächte Kraft ihnen „zur Verfügung stellt". Eine rückläufige Adelsbewegung, gleichviel ob sie von einer Nation oder einem Stande ausgienge, würde an diesen Ideen und dieser Kraft zerschellen wie Glas. Auf deutschem Boden aber ist hier für die verschiedenen christlichen Bekenntnisse die Bahn eines Wetteifers eröffnet, die Heil bringen kann für Alle.

Aber auch für den Staat, als bloßes Technikum gedacht, gibt es hier Arbeit. Auf den Zusammenhang der Nahrungsmittel, welche der Mensch genießt, mit seinen sittlichen Zuständen haben wir schon hingewiesen. Die strengen Speisegesetze des Judenthums und anderer Glaubensgemeinschaften hat man, so weit es auf die Absichten der Religionsstifter ankam, viel mehr in Beziehung zum sittlichen Heile als zum leiblichen Wohle der Gläubigen zu bringen, obgleich das letztere selbstverständlich mit eingeschlossen ist. Hätte den Betreffenden das sittliche Heil der Gemeinschaft nicht als ihr oberstes Ziel vorgeschwebt, so wären sie eben keine Religionsstifter gewesen. Aber auch unser Adel hat recht wohl gewußt, welche

Bedeutung für die seelischen Zustände der Leibesnahrung innewohnt, und hat darum, sich in ähnlicher Weise von Mitchristen absondernd wie die Juden von den Gojim, insbesondere auch die Berührung seines Nachwuchses mit der nichtadeligen Jugend in den Schulen vermieden, damit, wie jener Graf oder Freiherr sagte, sein Kind nicht einmal den Dunst unreiner Speise aus dem Munde der Mitschüler einathme. Nun kann der Staat freilich nicht die gleiche Leibesnahrung für Alle besorgen, aber er kann die Fälschung der Nahrungs- und Genußmittel verhindern, die heute wieder in kolossalem Maßstabe betrieben wird. Daß sie zumeist von Solchen ausgeht, die der christlichen Gemeinschaft nicht angehören, ist ein geringer Trost. Die binnen wenigen Jahren zu mehrfachen Millionären gewordenen Armeelieferanten im österreichischen Okkupationsgebiet, Gebrüder Baruch, sagten in ihren Bestellungsbriefen ausdrücklich, daß reines Mehl „zu gut" sei für die in Bosnien kämpfenden Soldaten, und in die Spitäler lieferten sie Wein, der keinen Tropfen Traubensaft enthielt, aber sehr viel Spiritus. Die Strenge, mit welcher der Staat hier eingreift, kommt der Sittlichkeit des Volkes direkt und indirekt zu Gute. Der Kampf gegen die Branntweinvergiftung der Nation fällt mehr der Kirche und den Genossenschaften zu als dem heutigen Staate. Die Bedeutung des Vegetarianismus darf auch nicht unterschätzt werden. Das sind ethische Fragen, die zum Heil des gesammten Volksthums mit ethischem Ernste erfaßt werden müssen, und die Schule hat in der Jugend des Volkes diesen Ernst zu wecken und auf die einzelnen Fragen hinzuweisen.

IV. Das deutsche Volk als Gegenstand der Erziehung.

Daß die Deutschen ein Bauernvolk sind, wird heute wieder von allen Seiten anerkannt. Voraussetzung des Bauernthums ist die Nährfähigkeit des Bodens. Wenn diese aufhört, muß ein Bauernvolk entweder auswandern oder sich in ein Soldatenvolk verwandeln, welches das zum Leben Nöthige aus der Nähe und Ferne mit Waffengewalt beitreibt. Soll nun heute das deutsche

Volksthum als Bauernthum verjüngt werden, so fragt sich, ob mit Beiziehung angrenzender Länder ein in sich geschlossenes Zollgebiet hergestellt werden kann, dessen Bodenbeschaffenheit die genügende Ernährung des Ganzen auf lange Zeiträume hinaus gewährleistet. Dies scheint möglich. Die erste Voraussetzung dieser Möglichkeit ist aber ein dauerndes engeres Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich, denn erst an diesen Grundstock ist eine weitere Angliederung möglich. Grade aber die reiche innere Gliederung dieses Grundstocks, wie sie im Verhältnis von Preußen und Oesterreich, in den kleineren deutschen Königreichen und den Stämmen heute noch und auf lange hinaus vorhanden ist, erleichtert die Angliederung von Grenzgebieten ungemein, ebenso wie die innere Zusammensetzung Oesterreichs für die Balkanländer, im Falle eines Zollanschlusses, die beste Garantie ihrer nationalen Unabhängigkeit ist, natürlich vorausgesetzt, daß die deutsch-österreichische Waffenmacht allen Ereignissen gewachsen bleibe. Von diesen Dingen, soweit sie Süddeutschland und Oesterreich betreffen, weiß der Rembrandtist Nichts zu sagen. Für ihn existiert nur mehr Preußen.

Die Aufgabe, die jetzigen Zustände der deutschen Nation nach den alle Noth wendenden Zielen hin zu verschieben und zu vertiefen, weist der Rembrandtist ausschließlich dem Preußenthume zu, und zwar auf der Grundlage des niederdeutschen Bauernthums, als dessen künstlerischer Vertreter ihm Rembrandt erscheint. Er geht aber noch weiter und verlangt, daß das neue Preußenthum sich verholländere. Durch die Verbauerung Preußens, so führt er aus, wird sich sein geistiger Horizont vertiefen, durch die Verholländerung wird er sich erweitern. In Beidem liege eine nothwendige Korrektur und eine heilsame Fortbildung seiner bisherigen Zustände (S. 155). „Nachdem in dem oberdeutschen Geschlecht der Habsburger (die Hohenzollern sind auch ein oberdeutsches Geschlecht) sechshundert Jahre lang der Fels (von dem die Hohenzollern ihren Namen führen) zu seinem Rechte gekommen, ist jetzt hoffentlich auf mindestens eben so lange Zeit die Herrschaft an's Meer zurückgekehrt." Die Bewegung von 1848 habe ihren geistigen Schwerpunkt in Oberdeutschland gehabt, welches hierin eine Filiale von Frankreich gewesen sei. „Jetzt ist die innerdeutsche Hegemonie, welche während des Mittel-

alters wesentlich dem Süden zufiel, auf Nord- und Niederdeutschland übergegangen; dasselbe sollte hierin eine Kolonie Hollands sein. Etwas von dem weiten Blick und kräftigen Freiheitsdrang, der den Anwohnern der Nordsee eigen ist, würde den Wählern wie Erwählten der deutschen Nation wohl anstehen. Es wäre nicht so übel, wenn das schroffe deutsche Schwarz-weiß-roth sich mit der Zeit zum holländischen Blau-weiß-roth milderte und lichtete. Vielleicht würde jene holländische Zuthat den verhaßten Prussien alsdann seinen murrenden Gegnern etwas weniger antipathisch erscheinen lassen, und man würde sich zunächst in den Farben, später möglicher Weise auch in der Wirklichkeit zu den „Vereinigten Staaten von Europa" zusammenfinden, welche schon so lange ersehnt werden. Sie könnten, wie die von Nordamerika, nur aus niederdeutschem Geiste entspringen: aus einem Geiste, der Besonnenheit und Freiheit vereint. Deutschland wäre in einer solchen Vereinigung naturgemäß zum Vorsitz berufen." Die neue Achse weist auf die Nordsee. „Die Ostsee wird immer ein Binnenmeer bleiben; die Nordsee dagegen ist ein niederdeutsches Meer, aber mehr noch als das: sie erschließt den Weg zum Aequator und damit einen erdumspannenden Horizont. Nicht auf die Ostsee, sondern auf die Nordsee muß die Achse des künftigen deutschen Geistes gerichtet sein; dann steht sie parallel mit dem magnetischen Strom aller Bildung, welcher seit jeher von Südosten nach Nordwesten die nördliche Hälfte unseres Erdballs durchzogen hat. Die Entwickelung Deutschlands, Europas, der Welt(!) spitzt sich nach dem Nordwesten zu; auf geistigem Gebiet ist Rembrandt hier die nächste Station." Das klingt fast komisch!

Wenn sich ein Volk auf sich selbst konzentriert, so wird es dadurch auch mächtig über andere (S. 222): „Griechenland hat es bewiesen; Deutschland wird es hoffentlich beweisen. Schon durch seine Lage ist es bestimmt, im europäischen Staatsleben entweder zu dominieren oder dominiert zu werden; und so lange es einig ist, dominiert es. Darum muß es im europäischen Geistesleben die Führung übernehmen, wenn es wieder den Muth zu einer besonderen und nur ihm eigenthümlichen Bildung findet. Konzentration ist Attraktion," sagt der Rembrandtist, und zwar ganz richtig; zunächst aber schafft die Konzentration einen leeren Raum

an der Peripherie, welcher dann erst attrahierend wirkt. Also zuerst Konzentration für sich durch besondere Bildung! „Gründet sich die Herrschaft eines Volkes gegenüber einem andern auf die innere Ueberlegenheit des ersteren, so ist sie durchaus berechtigt und ist dem letzteren nur nützlich.“ Das ist leicht und glatt hergesagt; in Wirklichkeit aber erkennt ein beherrschtes Volk, so lange es eben noch eine besondere Volksthümlichkeit darstellt, weder diese Nützlichkeit an, noch jene auf sie begründete Berechtigung. Hier handelt es sich zunächst um ein natürlich Lebendiges, das nach seinen eigenen Gesetzen zu leben begehrt und nach irgend welcher Berechtigung Anderer gar nicht fragt. Kommt hiezu noch der durch verschiedene Kulturkreise geschaffene, einander ausschließende prinzipielle Gegensatz der Gesammtanschauung, so kann von irgend welcher Anerkennung fremder Herrschaftsrechte auf lange Zeiträume hinaus keine Rede sein. „Wie innerhalb eines jeden einzelnen Volkes, so bedarf es auch innerhalb der Menschheit einer Ueber- und Unterordnung einzelner Theile,“ — ein, wie wir schon ausgeführt haben, überaus gefährlicher Satz, insbesondere für Deutsche; da lasse man doch den lieben Herrgott sorgen und denke einstweilen nur an sich selbst! — „Die Kunst, dieselbe ehrlich (wahrhaft) und sachgemäß durchzuführen, könnte man Menschheitspolitik oder in Bezug darauf, daß sie alle Bewohner unseres Planeten umfaßt, planetarische Politik nennen. Die von Bismarck inaugurierte Politik der Aufrichtigkeit und Wahrheit, also eine geniale Politik, ist für sie eine gute Vorbereitung; sie wo möglich in einem noch größeren Maßstabe zu handhaben als bisher, wird der Zukunft vorbehalten sein. Das jetzt beginnende Zeitalter einer interkontinentalen Politik leitet allmählich zu ihr hinüber.“

Eine Politik der Wahrheit stellt der Rembrandtist in Aussicht, und es ist etwas Wahres daran. Bis jetzt hat noch so ziemlich jede polis (staatliches Gemeinwesen; daher das Wort Politik) nach Außen hin nicht sowohl von der Wahrheit gelebt, als vielmehr vom Gegentheil derselben, und auch der Einzelne läuft um so mehr Gefahr, den Lebensboden unter den Füßen zu verlieren oder sich denselben wenigstens um so heißer zu machen, je wahrhafter er sich gibt. Es ist ein wahres Glück, daß die Person sich nicht ganz und gar mit-

theilen kann, wie sie ist, da immer ein inkommensurables Anonymes übrig bleibt, und gerade in diesem wird ja bekanntlich der eigentliche Werth der Persönlichkeit gesucht. Wo dieses Anonyme der Person zerstört wird, wie man es dem Jesuitismus ja Schuld gegeben hat, da entsteht Gesammtschwäche des Ganzen. Wären alle Persönlichkeiten durchsichtig wie Glas, so müßten wir in einem andern Medium leben. Das jetzige Medium verlangt von der Person Reserve. Sogar Kant gesteht dies zu. Der Mensch muß wahrhaftig gegen sich selbst sein; das ist aber nur der wiedergeborene Mensch im Sinne des Evangeliums und Lagarde's. Da aber die ungeheure Mehrzahl der heutigen Menschen dies nicht sind, so steht sich einstweilen am Besten der Listigste und Rücksichtsloseste, und am Schlechtesten der Wahrhafteste. In zweiter Linie soll der Mensch wahrhaft sein gegen einen engeren Kreis, wie in der Familie, Genossenschaft u. s. w. Aber da die anderen Mitglieder dieser Kreise nach Erfahrung und Einsicht wie nach den Willensrichtungen sehr verschieden sind, so werden in der Praxis auch die Grade der Wahrhaftigkeit, mit denen jedem Einzelnen gegenübergetreten wird, verschieden sein müssen, und zwar zu dessen eigenem Besten. Diese Grade zu bestimmen, eben nach dem Besten der einzelnen Andern und des Ganzen, ist Sache der Treue des durch Einsicht Ueberlegenen. In dieser Treue beruht seine Wahrhaftigkeit, und diese Treue hat auch Bismarck gewahrt. Ohne Zweifel hat er auch in den diplomatischen Verhandlungen eine höhere direkte Wahrhaftigkeit zur Geltung gebracht, als man dies bis dahin gewohnt war, und er hat sich auch hierin genial erwiesen; aber seine politischen Gegner werden ihm dieselbe bei Weitem nicht in dem Maße zuschreiben, wie die Unbetheiligten. Auch er hatte immer „zwei Eisen im Feuer" und hat selbst darauf hingewiesen, daß der Hummer, der zuerst seine Schale abwirft, von seinen Brüdern gemüthlich verspeist wird. Aber die Treue gegen König und Volk hat er gewahrt, die alte germanische Treue, auf der die Stärke des Deutschthums beruht. Wenn Gretchen im Kerker ausruft: „Gericht Gottes, dir hab' ich mich ergeben!", obgleich sie doch von Menschen gerichtet wird, so ist dies für uns das Rührendste, weil sie damit die nach aller Verwirrung wiedergefundene Treue gegen den christlich-germani-

schen Bund bezeugt, dem wir selber angehören. Für Andere ist es unverständlich, und wenn unter ihren Richtern ein Talmud-Jude mitvotiert hätte, so hätte ihm die Dummheit der Goja viel Spaß gemacht.

Im muslimischen Orient spielt die Lüge eine ganz andere Rolle als bei uns: sie gehört dort ganz so mit zum Leben wie das tägliche Brot, und zwar um so mehr, je tiefer der Betreffende in den gedrückten Schichten steckt, wie dies mit den Christen und Juden der Fall ist, freilich auch, je mehr er am Regiment im engeren Sinne betheiligt ist. Der herrschende Muslim führt in dieser Beziehung geistig eine vollkommen getrennte doppelte oder, besser gesagt, dreifache Buchhaltung gegenüber den Religionsgenossen und den Ungläubigen; ebenso auch unter uns der Jude gegen den Nichtjuden; denn die Verpflichtung der Wahrhaftigkeit gegen Andersgläubige kennt er nicht; vielmehr ist er pflichtmäßig auf das Gegentheil angewiesen. Hat doch selbst unter uns die Kirche den Satz aufgestellt, daß dem Ketzer keine Treue zu wahren sei. Treue ist Blutstreue und Bundestreue; wer sich außerhalb des Bundes stellt, hat keinen Anspruch mehr auf sie; denn der Bund lebt nur von der inneren Treue. Ein Orientale sagte einst zu einem Heimathsgenossen, der sich durch längeren Aufenthalt in Europa an höhere Grade der Aufrichtigkeit gewöhnt hatte: „Kehre nicht nach dem Orient zurück! Du bist dort verloren, denn du hast das Lügen verlernt.“ Unter den Persern ist die Lüge zur förmlichen Kunst erhoben, in welcher Virtuosität zu erlangen, Pflicht der Selbsterhaltung ist. Unsere Diplomatie hat deshalb den Brauch, ihre europäischen Agenten im Orient nur kürzere Zeit zu belassen, — für Persien sollen drei Jahre schon zu viel sein, — damit sie den Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, wie wir ihn besitzen, nicht unwiederbringlich verlieren. Die Engländer wollen die Erfahrung gemacht haben, daß ein Gesandter, der zehn Jahre in Konstantinopel amtiert hat, ein kompleter Narr geworden sei. Wie auch den Chinesen die Lüge zur andern Natur geworden, ist bekannt. Wäre es nun nicht die schönste Aufgabe für den deutschen Genius, überall über die weite Erde hin das Wort der Wahrheit erschallen zu lassen, bis ihr Echo aus allen Thälern und von allen Bergwänden des „Planeten“

wiederhallt? Nun, in einem gewissen Sinne ist dies ja Christenpflicht und Forderung der eigenen Volksnatur, und der Deutsche hatte immer den Ruhm unter den Völkern, daß er dieser Pflicht am Unerschrockensten nachkomme. Es handelt sich dabei um eine ursprüngliche Veranlagung, wonach der Wahrnehmende mehr oder weniger befähigt ist, „objektiv" zu sein, d. i. von seiner Person abzusehen oder, wie man sagt, aus derselben herauszutreten, sie über das Wahrgenommene ganz zu vergessen. Wer das nicht vermag, für den ist die Wahrnehmung selbst schon eine andere. Hinzu tritt dann noch das einer Blutsgemeinschaft oder der Person eigenthümliche größere oder geringere Vergnügen an der Lüge und Dichtung. Uebrigens setzt eine Verpflichtung Aller zu gleicher Wahrhaftigkeit auch gleiche Lebensbedingungen Aller voraus. Jedenfalls bleibt eine Wahrhaftigkeit, die nicht zugleich eine überlegene Macht ist, für die Unwahrhaften ein Spott, und darum wollen wir die „planetarischen" Pflichten einstweilen noch zurücktreten lassen hinter die Pflichten gegen das Volksthum. Nur indem wir dieses mit größerer Macht umkleiden, können wir der Stimme einer Wahrheit, die allen Menschen zu Gute kommt, höhere Kraft verleihen.

Wir sind ein königlich gesinntes Volk. „Die deutschen Fürsten," sagt der Rembrandtist (S. 222), „sind, objektiv genommen, der kostbarste Besitz der Nation; daß sie es, subjektiv genommen, nicht immer sind, beweist Nichts dagegen. Sämmtliche europäische Monarchen sind, mit sehr geringer Ausnahme, von deutscher Abstammung; auch der ganze höhere Adel Europas ist von vorwiegend germanischem Ursprung. Der Deutsche beherrscht also, als Aristokrat, bereits Europa, und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er, als Mensch, die Welt (den Planeten) beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle (Aufgabe) würdig zeigen! Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt, wenn er unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegentheil beruhte die römische Weltherrschaft. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein, wie auch sein Aristo-

kratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich bethätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein."

Hohe Worte hört der Deutsche gern, wenn er auch nicht aufgeht in ihnen, wie der Gallier. Der Kern seiner Selbstbescheidung erleidet keine gefährliche Erschütterung. Der spezifische Preuße ist hierin schwächer als der Deutsche, wie die nächsten Jahrzehnte nach Friedrich dem Großen gezeigt haben. Hochmuth kommt vor dem Fall. Das Streben nach Wahrheit führt immer zur Bescheidenheit zurück. Suchen wir nur das eigene Innere zur Wahrhaftigkeit zu bilden. Es ist ein Glück, daß das Streben nach Wahrheit für uns ein unendliches, das Leben in der Wahrheit also ein ewiges Werden ist. Hätte die Deutschen die errungene volle Wahrhaftigkeit ihres Wesens zum weltbeherrschenden Menschheitsadel gemacht, so müßten sie sich wieder mit Lagarde sagen: „Entweder stehen wir vor einer neuen Zeit (die auch mit unserer Herrschaftsberechtigung aufräumt), oder vor dem Ende aller Zeit." Ein solcher Zustand wäre ja, wie bereits gesagt, schon wegen der Langeweile unerträglich. Thun wir jederzeit das Nothwendige, d. i. das was die Noth der Gegenwart wendet.

Nun müssen wir uns aber mit dem Rembrandtisten wegen der deutschen Stämme und seiner Bevorzugung der Niederdeutschen auseinandersetzen, die so hochgradig ist, daß er von den Oberdeutschen gar nicht redet, gerade als wären sie von der Erde verschwunden.

Daß er zunächst zwischen links- und rechtselbischen Niederdeutschen scharf unterscheidet, darin hat er Recht. Lagarde hat dies auf's Allerschärfste gethan und insbesondere hervorgehoben, welche Kluft die religiöse Auffassung der Ostalbinger von der des deutschen Westens trennt. Er sagt (Berl. Theol. S. 59 f.): „Die jetzt zum deutschen Reiche gehörigen Landstriche rechts der Elbe und Saale sind von einer alternden Kirche und einem sinkenden Reiche erobertes slavisches Land; auch das Gebiet der echten Ostsachsen ist nicht in derselben Kraft dem Christenthum gewonnen worden wie Rheinfranken, Alemannien, Schwaben, Bayern und Oesterreich. So viele Jahrhunderte zurück liegt begründet, daß der oben

genannten Landschaften Bewohner Protestanten wurden, daß der Protestantismus Würtembergs wie der westfälischen Mark anders ausschaut als der Pommerns und gar der Berlins." Für die deutsche Art der Frömmigkeit „ist die Luft dort zu dünn," — sagte dem Verf. eine süddeutsche Frau, die nach Berlin übergesiedelt war, um die dünnfädmige Gläubigkeit ihrer dort geborenen Kinder zu erklären, — die Himmelsluft und die geistige Luft.*) „Oestlich der genannten Flüsse war das Land slavisch allerdings erst geworden. Aber die nach 930 einbrechenden Deutschen verstanden die Sprache der Besiegten nicht. Die Slaven wurden rechtlos, ein verbittertes, in die Sümpfe und in die Fischervorstädte zurückgedrängtes Volk, mit dem die Eroberer sich nicht mischten, das von den Innungen und dem leider liebsten Kleinode der Deutschen, den Trinkstuben, ausgeschlossen blieb. Das Christenthum der Märker, Pommern, Meißner, Schlesier, Preußen — die Mecklenburger sind etwas besser fortgekommen — ist kein aus christlicher und angeborener heimathlicher Frömmigkeit zusammengewachsenes Lebendiges; darum entbehrt es der Wärme. Der Erdgeruch fehlt ihm. In Deutschland hat nur da, wo bei der Ernte dem Wodan (Wuotan, Odin) einst eine Garbe im Felde stehen geblieben ist, das Kreuz die Herzen gewonnen."

„Die Hohenzollern waren als Mainfranken, nach ihres Volksstammes Art, befähigt, sich in die ihnen zugefallene Landesart zu finden. Wenn sie nicht von Hause aus Rationalisten waren, in

*) Eine der letzten Nummern der „Revue des deux Mondes" bringt einen Aufsatz über „Das Leben und die Sitten des heutigen Deutschland" von T. de Wyzowa. Es heißt dort u. A.: „Die Berliner sind nicht fromm, und darauf bilden sie sich etwas ganz Besonderes ein. Ein großer Theil enthält sich der Ausübung religiöser Pflichten gänzlich. Ein Theil entspricht allerdings den Vorschriften seines Kultus, aber das sind Israeliten, und die dienen Gott am Sonnabend . . . Die Berliner Christen sind Freidenker, in der großen Mehrheit Atheisten, und der der Religion gemachte Krieg nimmt in ihrem Sozialismus einen viel größeren Platz ein als bei unseren französischen Arbeitern. Ihre Frauen fangen seit einiger Zeit an, die religionsfeindlichen Leidenschaften zu theilen: es gibt heute kaum eine von beiden Geschlechtern besuchte Versammlung, wo die Frauen nicht in gehässigen Wendungen gegen Gott und Religion sprächen." Da müßte die heutige Generation ja schon ganz aufgegeben werden; daß bei der Jugend aber nur die konfessionelle Schule helfen kann, muß doch wohl Jeder einsehen.

den Marken mußten sie es werden. Die Reformation hat Joachim II. als Geschäft behandelt. Die Lothringer, Picarden, Burgunder, welche 1684, die Salzburger, welche 1731 nach den Marken und dem Magdeburgischen, nach Preußen einwanderten, waren als Zuwachs für die Einwohnerzahl, als Kolonisten, Handwerker, Kaufleute, Industrielle willkommen; der Schutz ihres Glaubens war ein Vorwand: ihrer eigenartigen Frömmigkeit wegen blieben sie Fremde und behielten schließlich, da stets die weltlichen Seiten ihres Wesens betont wurden, von ihrer Frömmigkeit nur die herbe Kraft des reformierten Wesens, aus ihrer sonnigeren Heimath das wärmere Blut, das ihren Wirthen zum Segen geworden ist."

Gewiß viel schärfere Urtheile als die des Rembrandtisten. Trotzdem hoffen wir, daß nicht nur die kraftvollen Pommern, denen schon nicht viel mehr dazu fehlt, sondern auch die gutmüthigen Schlesier sich zu tüchtigen Stamm-Individualitäten entwickeln werden. — Doch nun zu der Rolle oder Aufgabe, welche der Rembrandtist den Niederdeutschen im inneren und äußeren Leben des verjüngten Deutschland nach jener „Achsenverschiebung" gegen Nordwest hin zutheilt.

Ist die Achse des neuen Gesammtdeutschthums auf die Nordsee gerichtet, was auch auf engere Verbindung mit den skandinavischen Germanen hinweist, — die nordischen Reisen Kaiser Wilhelms haben unter diesen bereits eine Umstimmung zu Gunsten Deutschlands hervorgerufen, — so ist hierbei vor Allem das Wichtigste, daß dies ganz mit den vorläufigen Plänen der West- und Südslaven zusammenfallen würde. Wir sagen „vorläufig", weil diese Pläne im Gesammt-Programme des Panslavismus nur einen Theil der Ouverture ausmachen. Bessere slavische Journale haben bereits vor Jahren, selbst mit weither geholtem gelehrten Apparat und im gelassensten Tone ein Programm entwickelt, wonach das neue Deutschland auf die Ost- und Nordsee und auf engere politische Verbindung mit dem skandinavischen Norden hingewiesen wurde. Wie Rußland sich wegen der Ostsee abfinden werde, darüber zu sprechen wurde vermieden. Die Befugnis zu dieser „Achsenverschiebung" gegen Nordwest wurde dem neuen Deutschland oder Germanien unter der Voraussetzung ertheilt, daß es das alte Südostdeutschland mit seinen

Alpen, dem adriatischen Golf und den angrenzenden Balkanländern den West- und Südslaven überlasse, denen natürlich auch Böhmen und Mähren zufallen müßte, — Ober- und Niederösterreich, welche schon jetzt von den Czechen im beschleunigten Tempo kolonisiert werden, die Steyermark, Kärnthen und Krain ganz selbstverständlich. Damit wäre also das cisleithanische Oesterreich mit Ausnahme Salzburgs und Tyrols in einen Slavenstaat verwandelt, der dann zunächst die Magyaren zu Paaren treiben müßte, um sich auch Transleithanien anzugliedern, mit weiterer Anwartschaft auf die Balkanländer. Ohne Zweifel würde die vom Rembrandtisten beliebte Achsenverschiebung mit diesem Slavenprogramm aufs Beste übereinstimmen. Bajuvaren, Schwaben, Alemannen und Franken wären dann gezwungen, sich wie stumme oder auch wie um Schutz winselnde Hündlein an die Knie der Niederdeutschen zu schmiegen. Das ist aber wohl auch im Auge der Niederdeutschen keine Empfehlung für das Programm des Rembrandtisten. Pour les beaux yeux de Rembrandt, ob sie nun, wie auf Umschlag und Titel der ersten Auflagen des Buches, unter der Hasenfellmütze, oder, wie in den späteren, unter dem Sammtbarett hervorstrahlen, läßt man sich zu dergleichen auch nicht herbei. Aber wir sind weit entfernt, den Rembrandtisten darum zu tadeln; im Gegentheil, wir lieben ihn und sein Buch, weil er die Seinigen liebt, den edlen Stamm, dem er selbst entsprossen, und der ein Stück von unserem Fleisch und Blut ist. Aber es sind noch andere edle deutsche Stämme da, und Krystalle haben mehr Achsen als nur Eine.

Je mehr wir uns der besonderen Tugenden der Niederdeutschen freuen, um so weniger halten wir für nöthig, das Loblied der oberdeutschen Stämme zu singen. Sie sind noch da, die starken Bayern, die klugen Schwaben, die zähen Alemannen, die hochsinnigen Franken, — sie sind noch lebendig und werden ihr Lebensrecht selber zur Geltung bringen. Auch ihre Maler haben sie schon zum Theile, deren Bilder auf Jahrhunderte hinaus erziehend fortwirken können. Knaus, den der Rembrandtist nicht einmal erwähnt, ist der Maler der Rheinfranken, Defregger der der Gebirgsbajuvaren, — ihr Werk ist bereits gethan. Die oberdeutschen Stämme kennen auch ihre Pflicht gegen das Ganze und werden sie treu erfüllen; aber sie wollen dies

als Individualitäten, weil sie so ihre Kraft am Vollsten entwickeln können, wie ja der Rembrandtist selber lehrt. Was wären sie, wenn man ihnen die Individualität nehmen könnte? Leichen! Denn Leben ist Individualität, sagt der Rembrandtist. Wozu würden sie, wenn man versuchen wollte, ihre Individualität zu unterdrücken? Zu eiternden Geschwüren am Leibe der Nation, ebenso wie die Katholiken dies würden, wenn man den Kulturkampf gegen sie erneuern wollte. Beispiele im Kleinen hat man ja schon erlebt.

Die Oberdeutschen wissen aber auch, daß neben ihnen noch zehn Millionen Deutsche in Oesterreich wohnen, und Schwaben, Bayern und die österreichischen Deutschen spüren in allen Nerven und Knochen, daß die magnetische Achse ihres Lebensstroms nach Osten weist, nach dem schwarzen Meer, nicht nach der Nordsee. Die Wellen der Donau und ihrer Nebenflüsse singen ihnen täglich und stündlich ein Lied davon. Auf dieser ostwärts gerichteten Achse steht aber noch eine andere senkrecht, die von Wien nach der Adria weist und in nördlicher Fortsetzung, nach ihrer Gabelung in Mähren, einerseits über Prag in das Thal der Elbe, anderseits über das mährische Gesenke durch das Oderthal nach der Ostsee führt, — die letztere eine uralte vorgeschichtliche Handelsstraße. Und auf dieser Achse ruht wieder eine andere senkrecht, die von Königsberg und Danzig längs der Küste der Ostsee hin durch den Eiderkanal in die Nordsee weist. Dazu kommen dann noch die Eisenbahnlinien, von denen, nach ihrer gänzlichen Verstaatlichung durch das Reich, die eine und die andere Achsen darstellen können, die dasselbe der ganzen Länge oder Breite nach durchziehen. Von all diesen Achsen aber müssen wir heute, im Unterschiede von dem Rembrandtisten, die nach Osten gewendete Donauachse für die allerwichtigste, d. h. für das Gesammtleben des deutschen Volkes bedeutungsvollste halten. Eine nähere Begründung gehört nicht hierher; wir verweisen aber auf den Abschnitt über „Die Kultur" (S. 89 ff.).

Der Rembrandtist will in Deutschland zwischen Nord und Süd ein ähnliches Verhältnis hergestellt haben, wie es in Frankreich wirklich herrscht. Dort ist heute der romanisierte Süden politisch fast bedeutungslos gegenüber dem halbgermanisierten Norden. Nur auf

literarischem Gebiete, in der Dialektdichtung, zeigt der Süden noch einige Selbständigkeit, deren Bedeutung er jedoch überschätzt, wie sich denn die Provençalen im Jahre 1870 rühmend darauf berufen haben, daß die Loire, als Grenze beider Gebiete, von den Deutschen nicht überschritten worden sei. Aehnlich wohl gedenkt auch der Rembrandtist den Pfälzern, Alemannen und Schwaben nur ihre Dialektdichter, den Baiern, Tyrolern und Steyrern nur ihre Schnadahüpfln und Vierzeiligen als Trost in ihrer politischen Nichtigkeit zu belassen. Ihre besondere bildende Kunst mißgönnt er ihnen schon. In Frankreich aber bildet das Loire-Gebiet keine Trennung zwischen Nord und Süd, sondern stellt zwischen beiden eine bequeme Verbindung her; in Deutschland hingegen bildet der große hercynische Wald, wie er bei Tacitus heißt, der vom mährischen Gesenke über das Riesengebirge, das sächsische Erzgebirge, den Thüringer Wald und Spessart bis zu Odenwald und Taunus zieht, eine mächtige Scheidewand zwischen Süd und Nord. Nördlich dieser Grenzscheide liegt im Ganzen und Großen das Gebiet der Niederdeutschen, d. i. der eigentlichen Sachsen und ihrer östlichen Kolonen, südlich derselben das der Oberdeutschen, d. i. der Franken, Schwaben, Alemannen, Bajuvaren. Der Unterschied in Lebensanschauungen, Sitten und Gewohnheiten auf beiden Gebieten ist heute noch sehr in die Augen springend. Obwohl Odenwald und Schwarzwald das mittlere Rheingebiet mehr in die früher französisch angehauchte Sphäre, und der Rhein selbst auf lebhafteren Verkehr mit Niederdeutschen verweisen, so ist der Geist doch oberdeutsch geblieben. Die Verschiedenheit der Rechtsanschauung, wie sie früher im Sachsenspiegel und Schwabenspiegel zum Ausdruck kam, hat sich allerdings fast ausgeglichen, aber diese Ausgleichung ist doch namentlich einem fremden, antideutschen Element zuzuschreiben, nämlich dem römischen Rechte, nicht einer mächtigeren Einwirkung Eines der beiden Theile auf den anderen. Der oberdeutsche Geist ist eine Macht für sich und wird es bleiben, und eben auf diesem Doppelwesen beruht erst die Befähigung und der Beruf Deutschlands zur Führung in Mitteleuropa. Wir halten es gerade heute für angemessen, hier den vor Kurzem von uns geschiedenen Publizisten Constantin Frantz zum Worte kommen zu lassen, auch einen Niederdeutschen wie der Rembrandtist und Lagarde, aber wie

der Letztere ein in jedem Sinne wahrhaft deutscher Mann, der den Kampf gegen deutsche Einseitigkeit, insbesondere gegen die norddeutsche, ein halbes Jahrhundert hindurch mit unermüdlicher Ausdauer geführt hat ohne einen anderen Lohn, als den ihm sein deutsches Gewissen bot. Er sagt in seinem politischen Hauptwerke: „Der Föderalismus als das leitende Prinzip" (Mainz 1879, S. 220 ff.), wie folgt:

„Könnte der geistige Unterschied durch die geschichtliche Entwickelung der Nation sich allmählich verwischen, — der Einfluß der Naturverhältnisse würde ihn erhalten. Weht in das nördliche Deutschland die Seeluft hinein, und sind da die Blicke auf die See gerichtet, so weht in das südliche Deutschland die Alpenluft hinein, und auf die Alpen, oder über die Alpen hinaus sind da die Blicke gerichtet. Beides kann nicht ohne weitreichende Folgen sein. Es gehörte erst eine Erdrevolution dazu, oder die Norddeutschen und Süddeutschen werden nicht aufhören, erheblich verschieden zu sein. Daran aber ist auch nicht zu denken, daß der eine Theil durch sein Uebergewicht die Eigenthümlichkeit des anderen dergestalt darnieder halten könnte, daß sie ihre praktische Bedeutung verlöre. In Frankreich mochte das geschehen. Da ist schon überhaupt der natürliche Unterschied zwischen Nord und Süd insofern gar nicht vorhanden, als das südliche Frankreich nicht minder eine maritime Seite hat als das nördliche. Betrachtet man aber die Bevölkerung, so übertreffen, nach körperlicher Rüstigkeit wie nach moralischer Energie, die Nordfranzosen ohne Frage die Südfranzosen, welche die vom Mittelmeer hereinwehenden lauen Lüfte athmen. Verschwänden die Alpen, so würde es in unserem Süden ähnlich sein; einstweilen aber stehen sie noch und entsenden von ihren Schneegipfeln eine Brise, unter deren Einfluß im südlichen Deutschland sich eben so starkknochige und gewichtige Körper bilden, wie etwa in Mecklenburg und Pommern, und sucht man stattliche Männergestalten (ohne den Ladstock im Rücken), die finden sich nirgends so wie in Tyrol. Darum kein Gedanke daran, daß sich der deutsche Süden je so von dem Norden unterjochen lassen würde, wie in Frankreich geschehen. Die deutsche Geschichte selbst widerspräche dem. Trat auch zeitweilig der eine Theil gegen den anderen

in den Vordergrund, auf die Dauer ließ sich keiner von dem anderen beherrschen, und im Ganzen ist vom Einen soviel ausgegangen wie vom Anderen. Noch mehr: eben das Ineinanderwirken, beziehungsweise der Antagonismus des nördlichen und des südlichen Elementes gehört wesentlich mit zu den Charakterzügen der deutschen Geschichte. Was folgt wohl daraus? Gewiß nichts Anderes, als daß, um verderbliche Konflikte zu vermeiden, eben kein Element nach einseitiger Herrschaft streben darf."

Es soll aber dem Preußenthum und im weiteren Sinne dem Niederdeutschthum durchaus die Anerkennung nicht versagt werden, daß es durch die politische Einigung Deutschlands, die nur auf Grundlage der so mühsam geschaffenen und so ausdauernd gepflegten Militärmacht Preußens möglich war, erst den Boden geschaffen hat, auf dem sich, den Aufgaben der Weltlage gegenüber, das Gesammtdeutschthum als politisches Gemeinwesen erhalten und zu neuer Geistesblüthe entfalten kann. Doch das Leben großer Ganzen erhält sich als Leben nur durch das Spiel der Gegensätze, die sie in sich schließen. Haben doch selbst preußische Staatsmänner ersten Ranges oft genug erklärt, daß das Preußenthum weder im Deutschthume, noch dieses in jenem aufgehen könne. Je größer aber Fülle und Reichthum der natürlichen Gegensätze ist, welche der Rahmen des Ganzen zu politischem und geistigem Gesammtleben vereinigt, um so mächtiger ist dies Gesammtleben nach Außen hin. Durch ein Jahrtausend, und zwar durch Zeiträume hin, da die natürlichen Stammesgegensätze noch viel machtvoller walteten als heute, hat sich der das Ganze einigende Rahmen erhalten. Ihm den neuen Aufgaben gegenüber genügende Festigkeit und Stärke gegeben zu haben, bleibt das unbestrittene Verdienst Preußens. Jemehr aber durch preußisches Walten auch die im Niederdeutschthume vorhandenen Unterschiede bereits ausgeglichen worden, um so weniger darf sich Preußen zu dem Glauben verleiten lassen, daß es auch berufen sei, durch Verpreußung des Oberdeutschthums das gesammte deutsche Volksthum zu nivellieren, wie es der Rembrandtist in Aussicht stellt. Die oberdeutschen Stämme sind natürliche Individualitäten von großer Lebenskraft und werden dem Niederdeutschthum gegenüber auch nach tausend Jahren nicht die

Rolle spielen, die gegenüber Nordfrankreich den Provençalen zugefallen ist.

Frantz führt dann weiterhin aus, „daß in einem so gestalteten Lande im Wege natürlicher Entwickelung kein dominierendes Zentrum entstehen könne". Gewaltsame Mittel aber vermöchten einem solchen Zentrum kein Leben einzuhauchen. Gewiß wäre es falsch, die Stellung zu unterschätzen, welche die jüngste Großstadt der Welt in Bezug auf Handel und Verkehr sich geschaffen hat, und welcher ihre politische Bedeutung einen ganz besonderen Glanz verleiht. Doch tragen die Erscheinungen, die sich dort auf allen Gebieten des kulturellen Lebens zeigen, den Stempel geistiger Abgespanntheit und der Armuth an Produktivität so ausgeprägt an der Stirne, daß für die Befürchtung, Berlin könne in absehbarer Zeit die Führung auf dem Gebiete der Kunst und Literatur mit Erfolg übernehmen, ein Grund nicht vorhanden ist. Aber auch, daß dies zu wünschen sei, wird nur ein sehr beschränkter Lokalpatriotismus behaupten können. Liegt es doch für jeden unbefangenen Deutschen auf der Hand, daß gerade das Gegengewicht, welches die oberdeutschen Geistes- und Verkehrszentren, wie Wien, München, Stuttgart, Dresden u. a. für die ganze Ideenbewegung und vornehmlich auch für die nationale Kunst gegenüber der Reichshauptstadt in die Wagschale werfen, für die Gesammtheit des Deutschthums auf allen Lebensgebieten nur die wohlthätigsten Folgen haben, und daß nur aus dem durch die jüngsten Ereignisse neu belebten Wettstreite aller lebendigen Theile des Ganzen wieder eine wahrhaft deutsche Kunst und Literatur erstehen kann.

Die gewaltigen Aufgaben aber, welche durch die Weltlage heute dem Gesammtdeutschthum gestellt sind, lassen insbesondere auch die Bedeutung Wiens für dies Deutschthum wie für die ganze abendländische Kultur wieder neu hervortreten. Nun, dies Wien ist heute ein Hauptzielpunkt für die czechische Kolonisation, was den Czechen auch Niemand verbieten kann, und kämpft den Kampf auf Tod und Leben mit dem bereits übermächtigen Judenthum, welches, in Anlehnung an das durch die kleindeutsche Politik geschaffene, heute bereits judaisierte Ungarn, die alte deutsche Ostmark dem Gesetze des Asiatismus zu unterwerfen gedenkt, zu dessen Bändigung

diese Mark einst von Franken, Schwaben und Bajuvaren gegründet und besiedelt worden ist. Auch dem Judenthum kann dies durchaus nicht verübelt werden. Wenn ein Organismus freien Raum gewinnt, sich zu entwickeln, so kann er es nur nach dem eigenen Prinzip thun, aus dem er erwachsen ist. Es ist aber ohne Zweifel ein Stück der deutschen Heimathskunde, zu wissen, wie es um diese Dinge steht, und dieses Wissen bildet einen sehr wesentlichen Bestandtheil unserer nationalen Erziehung.

V. Schluß.

Nur die Aufgabe erhält lebendig. Die nationale Schule zieht ihre Lebenskraft aus der Einsicht und Vertiefung der Lehrenden in die Aufgaben, welche dem engeren Volksthum durch die Weltlage gesteckt sind. Im Vorangehenden ist in der Hauptsache das gesagt, was nach der Meinung des Verf. zur Orientierung für die Lehrenden wie die Erziehenden im weiteren Sinne in diesen Aufgaben heute nöthig ist, damit sie selber die heranwachsende Jugend des deutschen Volkes orientieren können. Die Lehrarbeit fällt den zum Lehren Bestellten allein zu, nach dem obersten Gesetze ihres eigenen Wissens und Gewissens. Aber die Hindernisse, die ihnen heute im Wege stehen, wegzuräumen, — das ist die Aufgabe des Königs und seiner Initiative, weil hier ein Anderer nicht helfen kann.

Die Geschicke des deutschen Volkes sind untrennbar verknüpft mit denen seines Königthums. Lagarde sagt (Berl. Theol. S. 123 f.): „Als der Peloponnesische Krieg gelehrt hatte, daß Dorier und Jonier Eine Nation nicht werden könnten, — als in Hellas eine neue Zeit heraufzog, welche eine bessere Zeit nicht war, — als man einsah, daß die alte Zeit nicht wiederkommen könne, da sehnten sich der besten Männer Herzen nach einem Könige: man sang das Lied von der Basileia. Dies Lied schläft jetzt in den Herzen aller Guten in Deutschland, in allen den Herzen, welche jene Dreieinigkeit der Welt („Bacillus, Bedientenseele, Israel", S. 89) nicht anerkennen, in allen den Herzen, denen Glaube an das Ewige, das nicht gesehen wird, Liebe zum Schöpfer und Er-

löser, Hoffnung auf ein Neues anfangendes Ende (auf ein Ende, mit dem Neues beginnt) und eine nie ruhende Ruhe mehr gilt als Bacillus, Livree und Dividende oder Kursgewinn. Die Liebe aber ist die größeste unter ihnen: die Sehnsucht nach ihr geht noch leise um, aber bei Tag geht sie um und bei Nacht, während der Arbeit geht sie um und während der Rast. Wohlauf, König! Du kannst Nichts schaffen, aber du kannst die Bahn frei machen, und du kannst vorangehen".

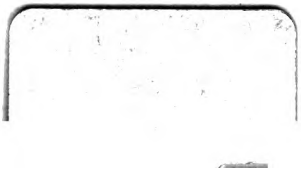
„Als der Adel nicht mehr war, was er sein sollte: die stets fließende, aber nach Oben und nach Unten immer wehrende Grenze zwischen dem treibenden Gedanken (der werdenden Idee) und dem befriedigten Besitze, zwischen dem starken Freien und dem schwachen Freien, da verkam der Adel. Denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Schranzen und die Frohnvögte."

„Als die Kirche nicht mehr war, was sie sein sollte: die Schule der Ewigkeit, die Gemeinschaft der Vorlebenden und der um ihre Sünde trauernden Heiligen, da verkam die Kirche, denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Pfaffen und die Dogmatiker."

„Wenn die Monarchie sich nicht in jene von den Griechen einst und von uns jetzt ersehnte Basileia umwandelt, so wird sie verkommen, wie der Adel und die Kirche verkommen sind. Die Despoten aber werden bleiben, und die Streber, von welchen alle Despoten unmerklich geleitet werden. Wir stehen entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Ende aller Zeit."

Die Aufgaben, die stets sich erneuernden und geistig vertiefenden, erhalten lebendig, und ihr Erfassen und Bewältigen schiebt für Völker und Staaten das Ende der Zeiten hinaus. In diesem Erfassen und Bewältigen haben dem deutschen Volke seine Könige voranzugehen, weil dies Volk, als ein königlich gesinntes, auf ihr Vorangehen wartet und an der Welttüchtigkeit seines eigenen Wesens, das ihm in der Person seiner Fürsten am Vollkommensten dargestellt erscheint, verzweifeln müßte, wenn diese Erwartung getäuscht würde. Heute ist deutscher Kaiser und oberster Kriegsherr der König von Preußen. Da der zweite Kaiser, der von Oesterreich, durch Preußen selbst in die Lage versetzt worden ist, die

deutsche Politik nur als Verbündeter sekundieren zu können, in erster Linie aber seine besonderen Pflichten hat, so richten sich in Deutschland selbst die Augen aller Erwartenden auf die Person des Königs von Preußen, als auf Den, welcher voranzugehen und die der Entwickelung des Volksthums im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen hat. Er wird dies nicht anders können, als indem er seine Aufgabe als germanischer Heerkönig im Sinne obiger Worte Lagarde's erfaßt und dafür Sorge trägt, daß im Volke das Verständnis für die heutigen Aufgaben des Deutschthums durch die nationale Schulung in diesem Sinne vertieft werde. Als König von Preußen wird er nicht auf ein Aufgehen des Gesammtdeutschthums im Preußenthum im Sinne der Rembrandtisten denken, sondern seine Blicke dorthin gerichtet halten müssen, wo, nach Besiedelung der rechtsalbingischen Länder, Preußen seit den Tagen des deutschen und des Schwertordens seine besondere Aufgabe im Dienste des Gesammtdeutschthums gesucht hat. Erst dadurch entsteht jener rechte Parallelismus zwischen Neupreußen und dem alten Oesterreich, der einzig die feste Grundlage für das schon heute bestehende Bündnis zwischen Deutschland-Oesterreich bilden kann. Die Parallelen richten ihre Spitze gegen Osten und zeigen den Weg zu neuer Kulturarbeit für viele Jahrhunderte. Eröffnet sich ein neuer Ausblick in ferne Zukunft, so muß der Geist sich vertiefen und neue Anlehnung am Ewigen suchen, ehe der Fuß die Bahn betritt. In der vorliegenden Schrift sind eigene und Anderer Gedanken vorgeführt, die dem Verfasser geeignet erscheinen, die Erziehung der deutschen Nation in diesem Sinne zu vertiefen und in richtige Bahnen zu lenken. Mögen sie die Zustimmung der Berufenen finden!

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

MAY 25 1942